

Technische Universität Berlin  
Fakultät V Verkehrs- und Maschinensysteme  
Institut für Psychologie und Arbeitswissenschaft  
Umwelt- und Technikpsychologie

Diplomarbeit

**„Wohnen in einem sozial und ökologisch  
wegweisenden Miethausprojekt“**

Angefertigt unter der Leitung von Prof. Dr. H.-J. Harloff  
und der Betreuung von Prof. Dr. H.-J. Harloff und Dr. B. Graf

Vorgelegt von:

**Robert Goldbach**

Gounodstr. 45

13088 Berlin

Matr.-Nr. 189105

**Berlin, im Dezember 2004**

**Die selbstständige und eigenhändige Abfassung versichere ich an Eides statt. Es wurden keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt.**

**Berlin, den 10.12.2004**

### **Vorbemerkungen:**

- 1) Um den Teilnehmern an der Studie die zugesicherte Anonymität zu gewährleisten, habe ich auf namentliche Nennung von Quellen verzichtet, die einen Rückschluss auf das konkrete Projekt und dessen Adresse zulassen. So spreche ich zum Beispiel von der „Website des Projektes“, anstatt die URL anzugeben.
- 2) Um der leichteren Lesbarkeit willen habe ich für den Plural durchgängig die maskuline Form verwendet, so schließt „die Nutzer“ selbstverständlich auch die Nutzerinnen mit ein.

### **Danksagung:**

Ich danke allen, die mich bei dieser Arbeit mit Rat und Tat unterstützt haben. Ganz besonders bedanke ich mich bei den teilnehmenden Interviewpartnern und meinem „Ansprechpartner“ im Haus für die Vermittlung.  
Super-Extra-Riesen-Spezialdank gebührt meinen Eltern.

## 1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit einem ökologisch orientierten Hausprojekt in Berlin. Zu diesem bin ich gekommen, als ich mich für mein ursprüngliches Forschungsanliegen auf der Suche nach einem geeigneten Haus befand, in dem besondere Energiesparmaßnahmen verwirklicht worden sind, die sich möglicherweise auf den Alltag und das Wohnerleben der Bewohner auswirken.

Als ich jedoch dieses Projekt gefunden hatte, fand ich dort Gegebenheiten vor, die neue, zum Teil sehr viel spannendere Fragen aufwarfen: „Das funktioniert?“ dachte ich, oder: „Wie ist es wohl für die Bewohner, dort zu leben?“ Konfrontiert mit umwelttechnischen Anlagen, von denen ich im privaten Wohnbereich noch nie etwas gehört oder gesehen hatte, zwang sich mir die Frage auf, warum da noch niemand zuvor darauf gekommen war, und warum solche Baumethoden noch nicht in größerem Stile umgesetzt worden sind (dazu im Einzelnen in Punkt 2.3.).

Diesen Fragestellungen wollte ich im Rahmen meiner Diplomarbeit nachgehen. Dazu musste ich diesen spontanen Ansturm von Fragen zuerst in eine einheitliche Richtung bringen und den Schwerpunkt der Arbeit festsetzen, ohne dabei aber auf spannende Aspekte des Ganzen verzichten zu müssen. Einzelne Themenbereiche, wie z.B. den Teilaspekt „Wasserwirtschaft“ zu isolieren, erschien mir wenig sinnvoll, da das Wohnerleben von zahlreichen Bedingungen beeinflusst und bestimmt wird (vgl. Flade, 1987). Deswegen ist diese Arbeit eine Art Gesamtevaluation des gesamten Projektes geworden, das nicht nur auf erwähnten umwelttechnischen Anlagen fußt, sondern zum zweiten auch auf Selbstverwaltung und einem hohen Grad an Zusammenhalt und sozialem Austausch unter den Bewohnern- ein Ansatz, den man vielleicht eher von ländlichen Kommunen, insbesondere aus der Hippie-Ära kennt, weniger jedoch von sanierten Mietshäusern mitten in der Großstadt. Mir ging es darum, das Hausprojekt und seine Bewohner irgendwo in der Gesellschaft zu verorten; nachzuprüfen, ob bzw. inwieweit es sich hierbei um idealistisch motivierte Sonderfälle handelt oder ob hier ein paar zukunftsfähige Ansätze realisiert wurden, die das Leben in der Stadt oder Gemeinschaft nachhaltig verändern könnten, setzte man sie in einem größeren Stil um.

Es galt also, das Wohnerleben und -gefühl der Bewohner zu erfassen, insbesondere für die nicht ganz alltäglichen technischen und sozialen Gegebenheiten. Darüber hinaus war es mir wichtig, ein Bild von den Bewohnern des Hauses zu gewinnen. Aus diesen Informationen

möchte ich einen Gesamteindruck erhalten, was die Umsetzbarkeit, die Massentauglichkeit und die Zukunftsfähigkeit dieses Wohnmodells anbelangt.

### **Aufbau der Arbeit**

Zuerst werde ich die theoretischen Hintergründe darstellen, die den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden und werde auf interessierende Aspekte aus der Literatur der Umwelt-, Wohn- und Architekturpsychologie eingehen. Zusätzlich behandle ich den Themenkomplex der alternativen Wohnformen und stelle das untersuchte Objekt näher vor. Zum Schluss dieses Teils präzisiere ich das Anliegen dieser Studie.

Anschließend wende ich mich in Punkt 3 den untersuchten Methoden zu und erläutere und begründe die Wahl der Forschungsrichtung und Methoden. Der Ablauf der Untersuchung wird in Punkt 4 dargestellt, während Punkt 5 der Arbeit die Ergebnisse der Datenerhebung präsentiert. In Punkt 6 werden die dargestellten Befunde anhand der Theorie und der Fragestellung diskutiert, Punkt 7 fasst die Arbeit zusammen.

Beispielhafte Einsichten in die Arbeitsschritte finden sich im Anhang.

## **2. Theoretischer Hintergrund**

### **2.1. Umwelt- und Wohnpsychologie**

Die Beschäftigung mit der Wohnumwelt ist ein klassisches Themenfeld der Umweltpsychologie (auch: Ökopsychologie oder ökologische Psychologie), mittlerweile wird von einigen Autoren der Begriff „Wohnpsychologie“ dafür verwendet. Die Umweltpsychologie, deren Anliegen das Verhalten und Erleben des Menschen in Abhängigkeit von seiner natürlichen und gebauten Umwelt ist (Mogel, 1984), zeichnet dabei folgendes aus:

Zum einen werden der Mensch und die entsprechende Umgebung als Einheit betrachtet, anstatt den Fokus auf einzelne isolierte Elemente zu richten (Bell et al. 2001). Der Mensch wird zweitens nicht als determiniertes Produkt seiner Einflüsse, sondern als aktiv handelndes, zielgerichtetes Wesen aufgefasst (Ittelson et al., 1976), der „umweltlos konzipierten“ Allgemeinen Psychologie wird eine Absage erteilt (Graumann, 1976, S.24). Umwelt- und gerade Wohnpsychologie begreift sich als interdisziplinäre Wissenschaft, die mit Stadtplanern, Architekten, Ingenieuren etc. kooperiert (vgl. z.B. Kruse, Graumann und Lantermann, 1990; Harloff et al., 2002). Umweltpsychologische Fragestellungen sind meist eher praxis- denn theoriebezogen (Bell et al., 2001). Themenschwerpunkte der Umweltpsychologie sind die Umweltwahrnehmung und die Wechselwirkung der Beeinflussung von Mensch und Umwelt (Mogel, 1984, Ittelson et al., 1976). Der Begriff „Umwelt“ hat im täglichen Sprachgebrauch vom weiteren Sinne (*„alles, was uns umgibt“*) eine konnotative Einengung erfahren auf Themen wie Umweltschutz und Umweltkatastrophe, hierin rekrutiert die umweltpsychologische Forschung ein bedeutendes Themenfeld (Kaminski, 1976; Miller, 1986).

#### **2.1.1. Definition von „Wohnen“**

Obwohl das Wohnen etwas ist, was alle Menschen betrifft, gibt es in der Literatur und der Forschung doch keine einheitliche, konsensfähige Definition dessen, was Wohnen ist. Fasst man den Begriff im weitesten Sinne, ist Wohnen gleichzusetzen mit Leben (Harloff und Ritterfeld, 1993). Dieser Ansatz steht in der Tradition von Heidegger, für den Wohnen „die Art und Weise, wie Menschen auf der Erde sind“ darstellt (zit. nach Flade, 1987). Dies ist eine Ansicht, die über jegliche gebaute häusliche Lebensumwelt hinausgeht und eher im Sinne der

Existenzphilosophie und Phänomenologie zu verstehen sind. In der Alltagssprache findet - beispielsweise mit der Frage „Wo lebst du?“ - oftmals eine ähnliche Gleichsetzung von Wohnen und Leben statt (Flade, 1990a).

Immerhin wird „Wohnen“ hier als etwas verstanden, was nur Menschen zu Eigen sein kann.

Letzteres greift A. von Saldern auf, wenn sie festlegt:

*„Wohnen ist als eine aktive Auseinandersetzung des Menschen mit dem Raum und dessen Einrichtung zu verstehen. Tiere können nicht wohnen. Auch ein Haus, in dem keine Menschen leben, gilt zu recht als unbewohnt, mag die Wohnung noch so groß und mit noch so vielen Möbeln ausgestattet sein. Wohnen heißt schließlich nichts anderes als die Beziehung von Menschen zu Räumen und Dingen sowie die Begegnung der Menschen im Raume und mit Dingen“* (von Saldern, 1997, zit. nach Köhler, 2002, S.3). Hier ist also die vom Menschen gebaute und belebte Wohnumwelt und der *Prozess* deren Bewohnung maßgeblich.

Einen ähnlichen Begriff von Wohnen gewinnt Bahrtdt (1977): *„Wohnen im Sinne der Wertbegriffe unserer Kultur ist sesshafte private Existenz in behaglicher Freiheit an einem durch bauliche Vorkehrungen hierfür geeigneten und nach außen abgeschirmten Ort“* (Bahrtdt, 1977, zit. nach Flade, 1990a, S.484).

Hier stellt Wohnen also das dar, *„was in der Wohnung geschieht“* (Harloff und Ritterfeld, 1993, S. 32); der Begriff „Wohnung“ wird gemäß der Norm DIN 283 verstanden als *„die Summe der Räume, die das Führen eines Haushalts ermöglichen“* (zit. nach Flade, 1990a, S. 485). Harloff und Ritterfeld (1993) weisen darauf hin, dass man nicht nur die Wohnung bewohnt, sondern im Alltagsverständnis auch die umliegende Gegend Teil dessen ist, was bewohnt wird (so wird man die Frage „Wo wohnst du?“ wohl auch eher mit der Nennung einer Stadt oder eines Stadtteils beantworten als mit „In meiner Wohnung“). Sie schlagen deshalb vor, Wohnen durch drei Definitionsmerkmale festzulegen: Erstens *bestimmte Handlungen* (und deren Erleben), Wohntätigkeiten wie schlafen, essen oder Freizeitgestaltung, zweitens die *örtliche Gebundenheit* dieser Tätigkeiten an einen bestimmten Ort (die Wohnung oder die Wohnumgebung) und drittens die *individuelle Bedeutungsgebung*, die Personalisierung und Identifikation, die bei der Aneignung der Orte durch diese Handlungen stattfindet.

Nach dieser Begriffsbestimmung wollen wir uns einzelnen Begriffen und Konzepten aus der Wohnpsychologie zuwenden.

### 2.1.2. Wohnbedürfnisse

Bedürfnisse werden allgemein definiert als Mangelzustände, die bei Erfüllung aufhören zu existieren (Homöostaseprinzip). Maslow hat in seiner bekannten Bedürfnispyramide eine hierarchische Anordnung der verschiedenen Bedürfnisarten postuliert: unten stehen die fundamentalen, dem Überleben dienliche Bedürfnisse, deren Erfüllung erst gewährleistet sein muss, bevor sich der Mensch höher stehenden, nicht-defizitären Bedürfnissen wie dem nach Selbstverwirklichung zuwenden kann (Weiner, 1994).

Viele Darstellungen von Wohnbedürfnissen greifen auf dieses System zurück. Flade (1993, S.47) unterscheidet davon ausgehend folgende allgemeinen Wohnbedürfnisse:

- Physiologische Bedürfnisse nach Wärme, Licht, Ruhe, Erholung und Schlaf
- Bedürfnis nach Sicherheit, Beständigkeit, Vertrautheit
- Das Bedürfnis nach Privatheit im Sinne der Zugangskontrolle zum eigenen Selbst, d.h. sowohl nach Alleinsein und Zusammensein
- Das Bedürfnis nach Anerkennung, Prestige, Status und Ansehen
- Das Bedürfnis nach Selbstentfaltung

Eine weitere Darstellung geht auf Maderthaler (1995) zurück. Er unterscheidet zehn lebensraumbezogene Wohnbedürfnisse. Bleiben diese unbefriedigt, treten Mangelerscheinungen verschiedener Art auf, sind sie erfüllt, lässt sich eine hohe Wohnzufriedenheit feststellen.

Auch hier steht an erster Stelle die physiologische Bedürfnisebene, wo das Bedürfnis nach *Regeneration* (durch Licht und Schutz vor Lärm- bzw. Schadstoffemission) erfüllt werden muss. Zweitens und drittens müssen die Bedürfnisse nach *Privatheit* (Wahrung der Intimität, vgl. Kap. 2.1.5) und *Sicherheit* (Schutz vor kriminellen Akten) befriedigt werden. Viertens und fünftens stehen die Bedürfnisse nach *Funktionalität* und *Ordnung*, was Aspekte wie Praktikabilität, Raumbedarf, Bequemlichkeit und Orientierung im Siedlungsgebiet beinhaltet. Weiterhin spielen soziale Bedürfnisse nach sechstens *Kommunikation*, siebtens *Aneignung* und achtens *Partizipation* gerade bei sozial-ökologischen Projekten eine gewichtige Rolle (vgl. Kennedy und Kennedy, 1998), da in einem solchem Rahmen besonderen Wert auf Mitbestimmung, gemeinschaftlich genutzte Flächen und nachbarschaftliche Kontakte gelegt wird. Die letzten beiden von Maderthaler postulierten Bedürfnisse, *Ästhetik* und *Kreativität* sollten ihre Entsprechung in der Fassaden-, Grünflächen- und Siedlungsgestaltung finden.

Flade (1990) weist darauf hin, dass diese Bedürfnisse keineswegs festgelegt sind, sondern einer kulturellen und sozialisationsbedingten Überformung unterliegen. Viele Arten von Wohnpräferenzen sind denkbar, was dem einen missfällt, kann für den anderen das Traumhaus darstellen. Eine Studie von Silbermann (1966) ergab zudem, dass das Wohnmodell in etwa 50% der Fälle von den Eltern übernommen wird, also ein gruppenspezifischer, stereotyper Wohnstil existiert (nach Miller, 1986).

Befragungen nach dem *Wohnideal*, d.h. praktisch der Erfüllung aller Wohnbedürfnisse bieten übereinstimmend das Bild, dass das Eigenheim in der Vorstadt, und zwar ein Einfamilienhaus mit Garten in der Regel als Optimum angesehen wird (Bell et al., 2001).

Fuhrer und Kaiser (1993) stellen die Kommunikations- und Repräsentationsfunktion als maßgeblich für Wohnwünsche heraus: „Wohnen verschafft uns somit die Möglichkeit zum sozialen Austausch“ (S. 61). Sie merken kritisch an, dass die Aufzählung von menschlichen Bedürfnissen kein homogenes, sondern ein unüberschaubares und zum Teil widersprüchliches Bild ergibt.

Zusammengefasst kann man festhalten, dass die Wohnstätte Schutz und Sicherheit gewährleisten sollte, genügend Möglichkeiten zur Privatheitsregulation bieten muss (vgl. Kap. 2.1.5.) und auch eine soziale Repräsentationsfunktion inne hat (vgl. hierzu Flade, 1987 und Fuhrer und Kaiser, 1993).

### **2.1.3. Wohnzufriedenheit**

Die einfachste Methode, Wohnzufriedenheit zu messen, ist schlicht davon auszugehen, dass wer nicht wegzieht, wohzufrieden ist. Dass das unzutreffend ist, ist augenscheinlich: schließlich sind der freien Wohnungswahl oft Grenzen gesetzt, beispielsweise durch die eigene finanzielle Lage; der Wohnungswechsel kann auch andere Gründe haben als Unzufriedenheit.

Die fatale Kombination aus Unzufriedenheit mit der Wohnstätte und fehlender Möglichkeit, den Wohnort zu wechseln, führt zu negativen Begleiterscheinungen. Die Bewohner weisen ein geringeres Verantwortungsgefühl für ihre Wohngegend auf, was sich in Vandalismus, Verunreinigung und Fahrlässigkeit niederschlägt. Vierteln, in denen diese Unzufriedenheit und diese Nebeneffekte besonders häufig auftreten, haftet ein schlechtes Image an, meist bleiben dort nur die Bewohner zurück, die nicht die Möglichkeit haben, wegzuziehen (Flade, 1987). Schon aus diesem Grund sollten auch die Vermieter ein Interesse daran haben, dass die Mieter möglichst zufrieden sind mit den Wohnungen, das Gegenteil ginge mit finanziellem Verlust durch Leerstand einher.

Was jedoch bedingt Zufriedenheit bzw. Unzufriedenheit mit der Wohnung und Wohnumgebung? Hierzu kann man objektive Merkmale der Wohnung und Wohnumgebung heranziehen: In diversen Studien wurden folgende Faktoren gefunden: die bauliche Qualität der Wohnung, die Wohnkosten, der Schnitt (Bell et al., 2001) und die Größe der Räume, das Heizungssystem, Lichtverhältnisse, Ruhe, die Qualität der Hausverwaltung und das Image und Aussehen des Hauses und der Wohngegend (Flade, 1987). Fernerhin spielt auch die Nachbarschaft eine Rolle, gute nachbarschaftliche Bindungen erhöhen die Zufriedenheit (Bell et al., 2001); in Nachbarschaften mit homogener Siedlungsstruktur ist die Zufriedenheit höher, wie eine Studie von Davis und Davis (1981, nach Flade, 1987) gezeigt hat. Eine Studie von Campbell et al. differenzierte die Fragestellung nach Zufriedenheit mit der Wohnung, der Wohnumgebung und der Wohngemeinde- eine Unterscheidung, die der etwas unklare Begriff „Wohnzufriedenheit“ nicht leisten kann (Flade, 1987).

Die Ergebnisse fallen unterschiedlich aus, je nachdem, wen man befragt: Alter, sozioökonomischer Status, Rollenfunktion, Persönlichkeitsmerkmale, ethnische Zugehörigkeit und Schulbildung konnten als Einflussfaktor gefunden werden (Gifford, 1987; Bell et al., 2001). Wesentlich für die Beurteilung ist zudem die in der Vergangenheit gemachte Erfahrung mit Wohnen (Gifford, 1987), was sich auch mit dem „Bereichsprinzip“ in Volkmanns „Gummi-band-Theorie“ (vgl. dazu Upmeyer, 1985) in Einklang bringen lässt.

Marans und Rodgers (1975) schlagen eine kognitive Theorie vor, bei der nicht die objektiven Merkmale der Wohnstätte oder Wohnumgebung im Vordergrund stehen, sondern deren individuelle Wahrnehmung, Bewertung und subjektive Gewichtung als maßgeblich für Zufriedenheit angesehen werden.

Ein in der Literatur häufig anzutreffendes Phänomen ist diesbezüglich zu erwähnen: Auch bei objektiv sehr schlechten Wohnbedingungen wird die Zufriedenheit seitens der Bewohner meist als hoch bis sehr hoch eingestuft, weitestgehend unabhängig von der Wohnform (Behrens, 1983). Ein Erklärungsansatz sind hier methodische Schwächen der Untersuchungen, die zum Beispiel eine relative Zufriedenheit („fühle mich wohl“) nicht ausreichend von der absoluten Zufriedenheit abgrenzt („fühle mich sehr wohl“). Ein weiterer und wohl noch wichtiger Erklärungsansatz stammt von Ipsen (1978), der dieses Paradoxon mit einer „resignativen Anpassung“ erklärt. Da permanente Unzufriedenheit ein psychisch belastender Zustand ist, werden die Erwartungen gesenkt und somit dem Ist-Zustand angepasst. Dies kann geschehen durch Gewichtung der vielen für die Zufriedenheit relevanten Faktoren, z.B. dass ein Autobahnanwohner die Dimension „Ruhe“ als nicht so wichtig erachtet und den günstigen Mietpreis als großen Vorzug sieht. Diesen Mechanismus kennt man in der Sozialpsychologie aus

der Theorie der kognitiven Dissonanz(-reduktion) (vgl. Frey und Gaska, 1993) und wird in einem Vierzeiler von Eugen Roth auf den Punkt gebracht: *„Ein Mensch erhofft sich fromm und still/ dass er einst das kriegt, was er will/ Bis er dann doch dem Wahn erliegt/ und schließlich das will, was er kriegt“*.

### **2.1.4. Aneignung**

Dieser recht vielfältige Begriff beschreibt die persönliche, aktive Auseinandersetzung des Menschen mit seiner näheren Umwelt, die er sich nach seinen Vorstellungen gestaltet und darüber Kontrolle ausübt (Flade, 1987). Es handelt sich letztlich um einen Prozess der Personalisierung, die im Wohnraum ihren Ausdruck findet in Dekoration, Möblierung, individualisierter Nutzung, ggf. sogar baulichen Veränderungen (Flade, 1987, Walden, 1993). So wird zum einen eine Passung zwischen Selbst und Umwelt hergestellt und zum anderen auch Information über sich selbst nach außen vermittelt (Fuhrer und Kaiser, 1993, vgl. auch Kap. 2.1.4.)

Sich seinen Wohnraum „zu eigen“ zu machen, ist ein elementares Wohnbedürfnis (vgl. Kap. 2.1.2.), das zum Beispiel im beim Anlegen eines Gartens Erfüllung findet (Flade, 1987). Dem Wunsch nach freier individueller Gestaltung seiner Wohnstätte sind jedoch auch soziale oder vorschrittsbedingte Grenzen gesetzt (Fuhrer und Kaiser, 1993). Auch Vandalismus ist im weiteren Sinne eine Form von Aneignung (Kontrolle ausüben über seine Umwelt), allerdings keine sozial erwünschte (vgl. Flade 1990b); einen weiteren strittigen Sonderfall der Aneignung stellt die Graffiti-Kultur dar, die in ihrer öffentlichen Wahrnehmung zwischen Verschönerung des öffentlichen Raumes durch Alltagskunst und Sachbeschädigung liegt (vgl. Kagelmann, 1990).

### **2.1.5. Privatheit**

„Alleine sein“, „seine Ruhe haben“, „sich zurückziehen“- all das sind Umschreibungen für eine der wichtigsten Funktionen der heimischen vier Wände (vgl. Kap. 2.1.2; Flade, 1987). Der Begriff der Privatheit bezeichnet aber nicht nur den Rückzug in isolierte Situationen, er stellt vielmehr ein Kontinuum dar, das sich zwischen den Polen „Alleine sein“ und „Zusammensein mit anderen“ erstreckt. Je nach momentanem Bedürfnis wird einer dieser beiden Zustände eher angestrebt. Die optimale Privatheit ist nach Proshansky (1970) also maximale Wahlfreiheit: „In all cases psychological privacy seems to maximize freedom of choice, to

permit the individual to feel free to behave in a particular manner” (zit. nach Lantermann, 1974, S.23). Wie wichtig diese Wahlfreiheit ist, zeigt eine Untersuchung von Cyprian (1978) an Wohngemeinschaften: das 68er-Modell der Kommune, das Privatbesitz und Individualräume komplett ablehnt, hat keine weitere Verbreitung gefunden, alle untersuchten WG-Bewohner hatten eigene Räume (nach Flade, 1987).

Ein nicht-optimaler Privatheitszustand, d.h., wenn die Regelung des gewünschten Maßes an Kontakt erschwert oder verhindert wird, wird als unangenehm erlebt (Altman, 1975).

Verschiedene Arten von Kontakt sind zu unterscheiden, je nachdem, welche Sinnesmodalität angesprochen wird: schlechte Schallisolierung von Häusern kann eine erlebte Verletzung der Intimität sein (Miller, 1986). Demnach können, zurückgehend auf Westin (1967, nach Ittelson et al., 1977), auch verschiedene Formen des Nicht-Kontakts unterschieden werden:

- Einsamkeit: „ein Zustand der Zurückgezogenheit, in dem die Person allein und frei von Beobachtung durch andere Menschen ist“ (Ittelson et al., 1977, S. 204)
- Intimität: größtmögliche Privatsphäre, um als Mitglied eines Paares oder einer Gruppe ungestört durch äußere Einflüsse zu sein.
- Anonymität: „Freiheit von Identifikation und Überwachung“ (Ittelson et al., 1977, S. 205) inmitten einer größeren Ansammlung von Menschen
- Reserviertheit: im sozialen Kontakt die Kontrolle darüber ausüben, was man von sich zeigt und preisgibt, und was nicht. Schaffen einer psychologischen Distanz.

Während die ersten drei Formen der Privatheit mittels baulicher und gestalterischer Gegebenheiten hergestellt werden (können), funktioniert die Reserviertheit nur über psychische Regulierungsmechanismen wie Blickkontakt und Körperhaltung (Flade, 1987).

Je nach Wohnform können dieser Wahlfreiheit Grenzen gesetzt sein. In Singlewohnungen kann beispielsweise gar kein sozialer Austausch mit anderen stattfinden, um dies zu erreichen, müsste man die Wohnung verlassen. Als wichtiger Ort für sozialen Austausch rücken in diesem Zusammenhang die „soft edges“ („weiche Kanten“, nach Gehl, 1987) ins Blickfeld baulich-gestalterischer Maßnahmen: halböffentliche Zonen im direkten Umfeld der Wohnung, an denen Kontakte hergestellt und soziale Aktivitäten stattfinden können. Mittlerweile führt man das Baudesaster von Pruitt-Igoe in der 70er Jahren auf einen Mangel von solchen Kontaktbereichen zurück (vgl. Flade, 1987, Bell et al., 2001).

Zuviel oder zu engen unerwünschten Kontakt mit anderen zu haben ruft hingegen negative Emotionen und Begleiterscheinungen hervor: man spricht von Crowding (gefühltes Beengtsein, vgl. z.B. Miller, 1986; Bell et al., 2001).

Den intrapsychischen Grund für dieses Regulationsverhalten sieht Altman (1975) in einem an das Individuum gebundenen „persönlichen Raum“ („personal space“), einem von Hall (1966, nach Altman, 1975) entlehnten Konzept. Dieser persönliche Raum ist eine hypothetische „*unsichtbare Grenze, die den Körper umgibt und in die keine Eindringlinge gelassen werden*“ (vgl. Sommer, 1969, nach Miller, 1986, S. 147). Die Er- und Einhaltung dieses Raumes schafft Schutz vor Überlastung durch sensorische Überstimulation, vor Bedrohung und unangenehmer Dauererregung. Sie ist situativ variabel und auch nicht für alle Menschen, Kulturen und Altersstufen gleich groß (Miller, 1986; Flade, 1987). Es spricht einiges dafür, dass dieses Bedürfnis mit der Sozialisation ausgeprägt wird (Flade, 1987).

Innerhalb einer Wohnung ist –zumindest in westlichen Kulturkreisen- ein Privatheitsgradient festzustellen: während der Flur hinter der Eingangstür noch relativ gut von außen zugänglich ist, ist das Betreten der (Eltern-)Schlafzimmer schon ein Akt von größerer Intimität, der nur engen Vertrauten gestattet ist (Flade, 1987; Bell et al., 2001).

### **2.1.6. Ortsbindung**

„Ortsbindung“ oder „Ortsverbundenheit“ bezeichnet eine emotionale Bindung an seinen Heimatort, ein Gefühl der persönlichen Verbundenheit und Vertrautheit, die man mit dem romantisierenden Begriff „Heimat“ oder –wenn man fern von jenem Ort ist- „Heimweh“ in Einklang bringen kann (Flade, 1987). Sie schlägt sich nieder in „Wohnsitzstabilität“ (vgl. Fuhrer und Kaiser, 1993). Die Zuschreibung von persönlicher emotionaler Bedeutung umfasst „homes, communities and other settings“ (Gifford, 1987, S. 62).

Diese Verbundenheit, die mitunter erstaunlich stark sein kann, lässt sich zum Teil erklären aus dem Bedürfnis nach Sicherheit, Beständigkeit und Vertrautheit (Flade, 1993, vgl. Kap. 2.1.2.). Nach Fuhrer und Kaiser (1993) trägt die Wohnung als externalisierter Teil des Selbst zur Identitätsbildung und –sicherung bei: durch das Wissen, „dass man der ist, in dessen Umwelt man ist“ und das Wissen, „dass man der ist, der man gestern war“ (S. 60). Am vertrauten Wohnort und dessen Umgebung hat man umfangreiches Wissen über die individuellen Handlungsmöglichkeiten erlangt. Zudem ist die Wohnung auch Bedeutungsträger nach außen hin, erfüllt demnach eine kommunikative Funktion. Voraussetzung dafür ist, dass man seine Umwelt seinen Bedürfnissen angepasst hat (vgl. Kapitel 2.1.4.: „Aneignung“). Ist eine Kon-

gruenz von den Vorstellungen und Wünschen und dem Ist-Zustand erreicht –hierfür können sowohl die Erwartungen als auch die Gegebenheiten angepasst werden-, ist die kognitive Dissonanz also möglichst gering (vgl. auch Kap. 2.1.3.), kann eine emotionale Bindung an den Wohnort entstehen (Fuhrer und Kaiser, 1994). Ortsbindung ist erst dann möglich, wenn das Individuum dem jeweiligen Ort persönliche Bedeutung zuschreibt (Low und Altman, 1992) Auch intrapersonelle Einflüsse scheinen eine Rolle zu spielen. Relevante Einflussfaktoren sind nach Flade (1987) „die Lebenszyklusphase, Berufstätigkeit, soziale Schichtzugehörigkeit und Wohndauer. Besonders stark mit ihrem Wohnort verbunden sind nichtberufstätige Frauen mit jüngeren Kindern“ (S. 46). Hidalgo und Hernandez (2001) konnten zeigen, dass Frauen stärkere Ortsbindung aufweisen und das Ausmaß dieser Bindung mit dem Alter zunimmt. Neben der reinen Verweildauer spielt wohl auch ein kultureller persönlicher Background eine Rolle, eine gewisses „verwurzelt sein“ mit dem Ort (Hay, 1998).

Ebenso haben nachbarschaftliche Bindungen einen entscheidenden Einfluss: Einen Umzug können diejenigen am schwersten psychisch bewältigen, die eine starke Bindung zum nachbarschaftlichen Umfeld hatten. Die Ortsbindung muss sich nicht nur auf Wohnort, Wohnumgebung und Nachbarschaft beschränken, sie kann sich auch auf Einrichtungsgegenstände, Autos o.ä. beziehen (Bell et al. 2001).

### **2.1.7. Soziale Netzwerke**

#### 2.1.7.1. Begriffsbestimmung

Mit dem Begriff der sozialen Netzwerke hat man eine Darstellungsmöglichkeit von Gruppensystemen jeglicher Art geschaffen. Die sozialen Akteure markieren Eck- und Knotenpunkte, die miteinander verbunden sind, die Beschaffenheit der Linie stellt die Beziehung zwischen den verbundenen Akteuren dar (kennen, in Partnerschaft leben etc.). Im Extremfall bildet das soziale Netzwerk einer Person einen Stern, wenn von seinen Bezugspersonen keine in irgendeiner Weise mit einer anderen in Beziehung steht. Auch Gruppen können in sozialen Netzwerken miteinander verbunden sein. Diese Netzwerkdarstellungen werden meist in einem überschaubaren, abgegrenzten Bereich des Alltags angewandt (wie Nachbarschaft, Arbeitsplatz, Freizeit).

Praktische Relevanz hat die Erforschung sozialer Netzwerke bei Themen wie Urbanität, Gemeindepsychologie, Hierarchien oder ähnlichem. Auch in therapeutischen Feldern finden sie Anwendung, um beispielsweise das soziale Gefüge eines Klienten oder einer Familie darzu-

stellen, besondere Problempunkte ausfindig zu machen oder Unterstützungsressourcen zu lokalisieren (vgl. Keupp und Röhrle, 1987 und Keupp, 1988).

Soziale Netzwerke stellen sowohl individuell bedeutsame als auch ganzheitliche Perspektiven auf soziale Prozesse und Strukturen dar und fungieren somit als ein „*Scharnierkonzept*“ (Keupp, 1988). Obwohl soziale Strukturen einen wesentlichen Einfluss auf die Wahrnehmung und Bewertung der Umwelt haben, ist nach Röhrle (1994) eine zu geringe Berücksichtigung des Themas in der Umweltpsychologie zu beklagen, erst in den letzten Jahren fand dieses Konzept verstärkt Beachtung und Anwendung.

Zur methodischen Erfassung haben sich mehrere Ansätze bewährt, wie teilnehmende Beobachtung, Behaviour Mapping, Soziometrie, Fragebögen oder Interviews (für eine vergleichende Darstellung vgl. Eitmann, 1999), die Wahl der Methode ist abhängig vom Erkenntnisinteresse des Forschers und von der Größe, Beschaffenheit und Strukturiertheit des Netzwerks.

### 2.1.7.2. Kohäsion

Zur Beschreibung der Beschaffenheit sozialer Netzwerke wird oftmals der Begriff der Kohäsion verwendet. Dieser beschreibt ein Maß des Zusammenhalts von Gruppen, wobei allerdings die Voraussetzung erfüllt sein muss, dass es sich bei dem erfassten Netzwerk auch um eine Gruppe im engeren sozialpsychologischen Sinn handelt und nicht um ein personenzentriertes Netzwerk, dessen Mitglieder sich untereinander gar nicht oder teilweise nicht kennen. Unklarheit herrscht mitunter noch über die Definition und Operationalisierung von Kohäsion. Nach Festinger (1950) ist es die Summe der Kräfte, die die Mitglieder motivieren, in der Gruppe zu bleiben. Diese wären zum Beispiel Attraktion der Gruppenmitglieder, wahrgenommene Ähnlichkeit oder situative Einflüsse (vgl. Tajfels „minimales Gruppenparadigma“, 1982) (nach Lück, 1988). Kritische Stimmen schlugen vor, eher den Zusammenhalt der Gruppenmitglieder untereinander als Maßstab anzusetzen. Staehle (1991) beschreibt Kohäsion als Mindestmaß an Gemeinschaftsgefühl und Solidarität.

### 2.1.7.3. Soziale Netzwerke und Nachhaltigkeit

Zur Förderung nachhaltig umweltverträglichen Handelns im Wohn- und Baubereich unterscheiden Häußermann und Siebel (2000, S. 303ff) drei Strategien:

1. *Ökologische Stadtstruktur*: Als Alternative zur Flächen- und Ressourcen verbrauchenden Suburbanisierung werden verdichtete Wohnstrukturen im Innenstadtbereich mit möglichst geringer Flächenversiegelung, optimierten Wegen und Mischnutzung propagiert.
2. *Ökotechnik*: Vollautomatische Stadt- und Haustechniken sollen Verbrauchswerte reduzieren, wie zum Beispiel gute Wärmedämmung oder der Einsatz regenerativer Energien.
3. *Ökologisches Verhalten*: Hier nehmen die Nutzer mit ihrem Verhalten Einfluss auf Verbrauch und Umweltbelastung. Ein ökologisches Wohnen ohne ökologische Lebensweise ist letztlich nicht denkbar.

Wie in Punkt 2.2.2. dargestellt, ist für jenes ökologische Leben die Beteiligung und Einbindung der letztendlichen Bewohner und Konsumenten entscheidend. Falls ihnen nicht die nötige Motivation oder gegebenenfalls das nötige Know-How vermittelt wird, „dann können Ökologisierungspotenziale nicht wirklich ausgenutzt werden oder sogar in ihr Gegenteil umschlagen“ (Fedrowitz und Gailing, 2003, S. 49). Eine dem Nutzer angepasste und auf ihn zugeschnittene Intervention zeigt den größten Erfolg (Matthies und Krömker, 2000).

Hinding und Klingner (2000) konnten zeigen, dass nachhaltiges Verhalten umso mehr an den Tag gelegt wird, je kohäsiver die Gruppe ist. Natürlich ist eine gewisse ökologische Orientierung Voraussetzung dafür, so dass sich folgendes Hypothesenmodell ergab (Abb. 1):

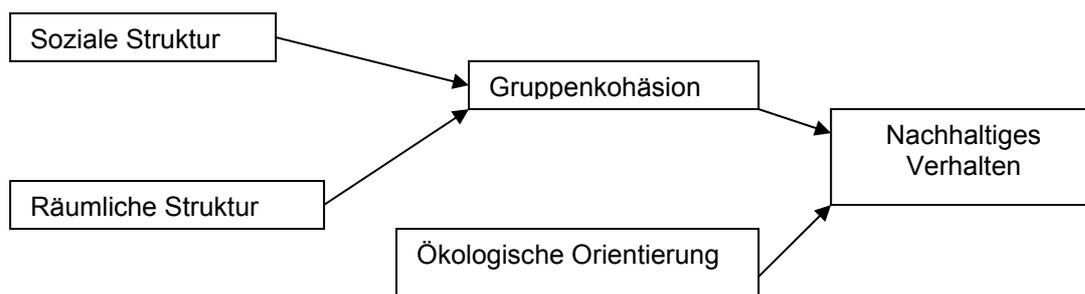


Abb 1.: Hypothesengerüst zur Bedeutung von Gruppenkohäsion für nachhaltiges Konsumverhalten. Nach: Hinding und Klingner (2000, S. 158)

Im Zuge der durchgeführten Studien wurden weitere Faktoren als relevante Einflussgrößen sichtbar: Der Faktor „Organisation und Institutionen“ bestimmt über Ausmaß und Intensität von Kontakt und Kommunikation in der Nachbarschaft mit. „Soziale Struktur“ als kohäsions-

fördernder Einfluss wurde im Wesentlichen durch die (wahrgenommene) Homogenität und das Image der Nachbarschaft bestimmt. Die nachbarschaftlichen Kontaktangebote und -möglichkeiten (wie an Gemeinschaftsflächen und Übergangszonen) waren bei der räumlichen Struktur entscheidend (Hinding, Graf und Gruner, 2002a und b).

Als Ansatzpunkt für ökologisches Verhalten im Sinne der Nachhaltigkeit sind also ein kommunikatives Klima und eine hohe Kohäsion in der Nachbarschaft wünschenswert. Über sozialen Vergleich (Orientierung an sogenannten „Meinungsführern“, Homburg und Matthies, 1998), also wahrgenommene Normen und durch Kommunikation direkter und indirekter Art werden ökologische Standards vermittelt, erhalten, weitergegeben und verstärkt- vorausgesetzt, der Mieter ist auch in das soziale Netz integriert (Gruner, 2000; Gruner und Hinding, 2002).

In Wohn- und Hausprojekten ist die Kohäsion des sozialen Netzwerks ungleich höher als in einem konventionellen Mietshaus, geschuldet dem höheren Kontakt zum Beispiel durch gemeinschaftliche Räume und Aktivitäten und sozialen Austausch in Organisations- und Diskussionsrunden. Hier fallen Anregungen zum gemeinschaftlichen nachhaltigen Verhalten besonders fruchtbar aus. Oftmals –wie zum Beispiel im hier vorgestellten Fall- sind diese schon mit einem explizit ökologischen Anspruch angetreten, so dass durch das klare Führen dieses Anspruchs auf der Fahne Leute mit entsprechender Einstellung besonders von so einem Projekt angezogen werden- Schulze (1992) spricht vom „Selbstverwirklichungsmilieu“ mit hoher Affinität zu „alternativen“ Lebensweisen. Aber auch bei diesen können vorhandene Tendenzen in der Gemeinschaft noch verstärkt werden (Gruner, 2000). Wohn- und Hausprojekte bergen also ein besonders hohes ökologisches und innovatives Potenzial (Fedrowitz und Gailing, 2003).

### **2.2. Alternative Wohnformen**

Es ist unbestritten, dass der Lebensstandard in den hoch entwickelten Industrienationen der sogenannten „ersten Welt“ mit seinem hohen Ressourcenverbrauch nie von allen Menschen dieser Welt erreicht werden könnte. Wäre dies der Fall, dann müsste man auf die Ressourcen von fünf bis sechs Erdkugeln zurückgreifen können (Häußermann und Siebel, 2000). Verschiedene Bestrebungen, allen voran die Agenda 21 des Umweltgipfels in Rio 1992 haben es sich zur Aufgabe gemacht, angesichts der drohenden Umweltkatastrophe den Ressourcenverbrauch und den Schadstoffausstoß in allen Ländern einzudämmen. Trotz des dringenden Handlungsbedarfs und einer selbst auferlegten Verpflichtung zur nachhaltigen Entwicklung in allen Bereichen kann man konstatieren, dass der Gedanke von ökologischen Bau- und Wohnweisen noch relativ wenig verbreitet ist und bislang kaum über den Status des Modellversuchs hinausgekommen ist (Kennedy und Kennedy, 1998).

Ökologische und soziale Konzepte im Wohnbereich sind selten voneinander zu trennen: zum einen ist in den meisten ökologischen Bau- und Sanierungsprojekten ein soziales Konzept Teil des Vorhabens, zum anderen bedingen sie sich mitunter gegenseitig, wenn zum Beispiel durch eine Verdichtung des Wohnraums mehr Bodenfläche unversiegelt bleibt oder durch gemeinschaftliche Nutzung (z.B. Carsharing) Umweltbelastung vermieden werden kann (Sauerborn und Schelkmann, 2000).

#### **2.2.1. Ökologisches Wohnen**

Wohnformen können aus verschiedenen Gründen als besonders „umweltfreundlich“ gelten. Das fängt schon beim *Flächenbedarf* an: je höher verdichtet die Siedlungsstruktur ist, desto weniger Bodenfläche muss versiegelt werden, desto mehr Grünfläche kann bewahrt werden. Zwar lassen sich auch in Einfamilienhäusern viele ökologische Techniken realisieren, der hohe Platzbedarf dieser Wohnform schlägt sich aber negativ in der Umweltbilanz nieder (Häußermann und Siebel, 2000). Einsparpotenzial bietet auch die gemeinsame Nutzung von Einrichtungen, autoarme oder autofreie Wohnquartiere (vgl. Spitthöver, 1998, S. 41-43) und die nutzungsflexible Gestaltung von Grundrissen, damit auf einen veränderten Platzbedarf nicht mit zusätzlichem Flächenbedarf reagiert werden muss (Sauerborn und Schelkmann, 2000).

Ein *hohes Grünvolumen* in Gartenflächen und an Fassaden und Dächern ist ebenfalls eine sinnvolle ökologische Maßnahme, da es günstige ökologische Wirkungen erzielt (z.B. bioklimatische Funktion) (Spitthöver, 1998), hohen ästhetischen Wert hat (Haas-Arndt, 1998) und auch dem Wohlbefinden und der positiven Bewertung des jeweiligen Ortes zuträglich ist (Krampen, 1993).

Ein wesentlicher Anspruch des ökologischen Bauens und Sanierens ist die Reduzierung des *Energieverbrauches*. Dies kann zum Beispiel durch eine gute Wärmedämmung erreicht werden oder durch moderne Haustechnik, die etwa Sonnenenergie, Erdwärme oder Kraft-Wärme Kopplung (KWK) nutzt (vgl. dazu Schaper, 1998).

Bei ökologischen Bau- und Sanierungsprojekten wird auf eine möglichst umfassende Verwendung von naturnahen und umweltfreundlichen *Rohstoffen und Baumaterialien* geachtet. Hierbei bietet sich beteiligungsorientierten Projekte der Vorteil, dass durch Großabnahme von diesen Materialien der oftmals höhere Kostenaufwand reduziert werden kann (Sauerborn und Schelkman, 2000). Als umweltfreundlich gelten recycelte Bauteile oder Materialien, naturnahe Baustoffe wie z.B. Lehm, Holz, Kork, Zellulose etc. haben darüber hinaus noch den Vorteil, baubiologisch unbedenklich zu sein und keine Schadstoffe auszudünsten, wie manche Kunststoffe oder Lacke und Farben.

Das Handlungsfeld „*Wasser*“ bietet drei Ansätze, den Trink- und Abwasserverbrauch deutlich zu reduzieren. Zum einen kann Regenwasser genutzt werden, etwa zur Gartenbewässerung, zum zweiten gibt es technische Hilfsmittel, um im häuslichen Bereich Trinkwasser einzusparen, drittens kann das hauseigene Abwasser verwendet oder wiederaufbereitet werden. Das Augenmerk liegt auf der möglichst weit gehenden Substitution von Trinkwasser durch Regen- oder Grauwasser (Sauerborn und Schelkman, 2000; Kennedy und Kennedy, 1998). Die Dezentralisierung der Wasserver- und -entsorgung (wie im hier untersuchten Projekt realisiert, vgl. Kap. 2.3.) ist für den heutigen Bedarf angemessener als das meist überdimensionierte und unflexible deutsche Leitungssystem, die haus- oder gemeindeeigene Wasserklärung demnach ein zukunftsträchtiges Forschungsfeld (Koch, 2004 und <http://www.wasserwissen.de/abwassernews/2004/juni2004.htm>).

Ökologische *Müll*konzepte, die auf Vermeidung und Verwertung basieren, sind häufig in ökologischen Siedlungen und Wohnprojekten vorzufinden; der oftmals entstehende Mehraufwand setzt aber eine frühzeitige und umfassende Miteinbeziehung der Bewohner voraus, sonst scheitern diese Projekte an der mangelnden Akzeptanz (Sauerborn und Schelkman, 2000).

Ökologisch Bauen und Wohnen zeichnet sich dadurch aus, dass eine *ganzheitliche Sicht* eingenommen wird, das heißt die Optimierung des Gesamtertrags (an Einsparungen) angestrebt wird statt der Maximierung von Einzelerträgen. Wo es geht, soll die Effizienz und Genügsamkeit der technischen Anlagen gesteigert und optimiert werden. Statt linearen Verbrauchssystemen werden Kreisläufe der Rohstoffe und Verbrauchsgüter angestrebt (Kennedy und Kennedy, 1998). Der Erfolg der Sparmaßnahmen ist jedoch auch immer vom Verhalten der Bewohner abhängig, wie individuelle Verbrauchsmessungen in Begleitstudien zu solchen Projekten verdeutlichten.

Einige Beispiele für in Deutschland verwirklichte ökologische Bau- und Sanierungsprojekte:

- Auf dem Schafbrühl, Tübingen: Von einem privaten Bauträger initiiertes Neubauprojekt, das neun Häuser umfasst. An Materialien wurden konsequent ökologische Baustoffe gebraucht, ein hoher Anteil an Grünfläche, ein Bach mit Teich, Autoverbot, gemeinsam genutzte Freiräume und ein „durchgängig soziales Konzept“ sorgten für eine große Akzeptanz und hohen Wohnwert bei gleichzeitig hoher Verdichtung.
- Ökologische Selbsthilfesanierung, Heinrichstrasse, Bremen: Gefördert von städtischen Ämtern traten zwei gemeinnützige Vereine an mit dem Ziel, preiswerten Wohnraum für eine alternative Lebens- und Wohnweise zu schaffen. Die gewachsenen Sozialstrukturen sollten gesichert werden, die Bewohner bekamen ein großes Maß an Eigenverantwortung für die Sanierung zugewiesen. Verwendung von ökologischen Materialien und Recycling wo möglich waren oberstes Baugebot, umweltverträgliche Konzepte für Freiflächen, Wasser, Energie und Wohnklima konnten realisiert werden.
- Bewohnergetragene Erneuerung der Siedlung Fürst Hardenberg, Essen: Die 300 Wohneinheiten umfassende historisch gewachsene Siedlung wurde unter umfassender Beteiligung der Bewohner als „GebrauchswertexpertInnen“ neu angelegt. Geringe Flächenversiegelung, „schlüssiges Energiekonzept“ (Verstärkte Nutzung der Sonnenwärme bei optimiertem Wärmeschutz), optimierte Grundrisse, Regenwassernutzung und verkehrsarme Innenräume konnten auf der ökologischen Seite verbucht werden, die frühe und umfassende Bewohnerbeteiligung schaffte hohe Akzeptanz und Identifikation sowie ein gutes soziales Klima in der Bewohnergemeinschaft. (Alle nach Sauerborn und Schelkman, 2000)

- Sanierung Mehrfamilienhäuser Rehbockstraße, Hannover: Beauftragt von der Stadtverwaltung, die den Stadtteil zum Sanierungsgebiet erklärt hatte, galt es, ökologische und soziale Konzepte an vier Mehrfamilienhäusern mit 49 Wohneinheiten zu erproben. Hier wurden damals (Mitte der 80er Jahre) noch recht neue ökologische Maßnahmen wie Blockheizkraftwerke eingesetzt. Mittels Gemeinschaftsflächen und Kriterien des sozialen Wohnungsbaus wurde auch der soziale Anspruch erreicht. Das glückliche Projekt zeigte „Anschubwirkung“ für weitere ökologische Projekte in ganz Europa (Kennedy und Kennedy, 1998).
- Block 103, Berlin Kreuzberg: Aus ehemals anarchischen Hausbesetzungen wurden mit Hilfe des treuhänderischen Stadtentwicklungsvereins STATTBAU selbstverwaltete genossenschaftliche Sanierungsprojekte mit integrativem sozialem Anspruch. Der Wohnraum für alternatives gemeinschaftliches Wohnen konnte nach Vorstellungen der Bewohner geschaffen werden. Ein umfassendes ökologisches Konzept mit den „Bausteinen“ Wasser (Regen- und Grauwasserwiederaufbereitung), Energie (hausübergreifende Wärmenutzung, Blockheizkraftwerk, Solarnutzung), Baustoffe, Wohnklima/ Grünanlagen und Abfall (Verwertung/ Vermeidung) wurde durch Bewohneraufklärung und -beteiligung „in erstaunlich hohem Maße“ umgesetzt (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin, 1994).

### 2.2.2. Exkurs: Nutzerbeteiligung

Im allgemeinen ist es in einem hoch arbeitsteiligen Geschäft wie dem Bauen nicht vorgesehen, den einzelnen Nutzer in die Planung und Ausführung mit einzubeziehen (Flade, 1987), obwohl „Baufachleute als Erbauer ganz wesentlich in das alltägliche Leben anderer Menschen in ihrer Rolle als Bewohner eingreifen“ (Flade, 1993, S. 51). Für ein „anderes Wohnen“ ist es jedoch unerlässlich, den späteren Benutzer mit zu berücksichtigen. Ökologische und soziale Innovationen im Wohnbereich lassen sich am besten realisieren, wenn auf die Kooperation der Bewohner gezählt werden kann. „Top-down“-Strukturen greifen nicht mehr, veränderte Kommunikations- und Kooperationsformen zwischen Erbauer und Nutzer/ Bewohner sind vonnöten (Fedrowitz und Gailing, 2003).

Hierbei ist zu berücksichtigen, dass derartige Bau- und Sanierungsvorhaben von unterschiedlichen Trägern bzw. Institutionen mit unterschiedlichen Zielen realisiert werden.

Sauerborn und Schelkmann (2000) unterscheiden folgende Träger und Organisations- und Rechtsformen:

- **Markt- und renditeorientierte Wohnungsbaugesellschaften und Bauträger**, die in der Regel von einem geschätzten Bedarf ausgehen und diesen für einen anonymen Markt herstellen. Der spätere Bewohner wird vor vollendete Tatsachen gestellt und wird nur in Ausnahmefällen (Sanierung nach § 137 Baugesetzbuch) vor Abschluss der Arbeiten direkt beteiligt.
- **Beteiligungsorientierte, kooperative Projekte** berücksichtigen die Interessen und Ideen der zukünftigen Nutzer in der Planungsphase. Diese Form zeichnet sich dadurch aus, dass immer mehr als ein privater Haushalt beteiligt wird und gemeinschaftlich genutzte Einrichtungen geschaffen werden sollen. Zwei Varianten werden unterschieden: Zum einen selbstorganisierte *Wohngruppenprojekte*, die ihr Bau- bzw. Sanierungsvorhaben in Eigeninitiative realisieren. Unter diese Gruppe fällt das in dieser Arbeit untersuchte Projekt. Im anderen Fall initiieren *innovative Bauträger* Projekte mit überdurchschnittlichem ökologischem und sozialem Anspruch. Dabei geht die vorherige Beteiligung der Nutzer über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus.
- **Einzelhäuser, die im Auftrag von privaten Haushalten gebaut werden**, können ebenfalls ökologisch innovative Techniken verwenden, hier fehlt aber der soziale, gemeinschaftliche Aspekt. Wegen des hohen individuellen Platzbedarfs ist der Umweltnutzen fraglich.

Es ist festzustellen, dass in den selbstorganisierten kooperativen Bauprojekten die weitreichendsten ökologischen Innovationen möglich sind. Dies ist umso besser möglich, „je umfassender und frühzeitiger die Nutzerbeteiligung und je gemeinschaftlicher die Planung war“ (Sauerborn und Schelkmann, 2000, S. 17). Dies erklärt sich dadurch, dass durch Beteiligung der Bewohner ein umfassender Mobilisierungs-, Lern- und Identifikationsprozess in Gang gebracht wird. Ohne diesen würden die notwendigen Verhaltensänderungen eher auf Widerstand stoßen (Beierlorzer, 1996). Zusammenarbeit ist also das vielversprechendste Rezept für gelungene sozio-ökologische Erneuerungen im Bauwesen. Die Umweltpsychologie kann diesen Prozess unterstützen durch „Kompetenzintegration“ (Linneweber 1993, S. 79), d.h. zwischen dem fachlichen Expertenwissen der Planer und den Vorstellungen und Bedürfnissen der Nutzer zu vermitteln.

### 2.2.3. Kollektive Wohnformen

Das Zusammenwohnen mit nicht-verwandten oder nicht angeheirateten Personen ist keine Idee der 60er Jahre: man denke an Klöster, Beduinenhäuser oder ähnliches. Um die Jahrhundertwende war es mit dem Aftermieter- und Schlafgängerwesen nicht unüblich, Familienfremde Haushaltsmitglieder im eigenen Heim zu beherbergen. Während 1910 noch 26,1% der Familienhaushalte Außenstehende beherbergten, betrug die Zahl 1990 nur noch 1,1%. Dennoch ist seit den späten 60er Jahren im Zuge eines schleichenden Wertewandels und der Verbreitung alternativer Lebensentwürfe die Zahl von familiär gemischten Wohnformen wie der Wohngemeinschaft stark angestiegen und hat sich zwischen 1970 und 1990 versechsfacht (Häußermann und Siebel, 2000). Spiegel (1986) definiert die Wohngemeinschaft als ein „gemeinsamer Haushalt von mindestens drei Erwachsenen mit oder ohne Kinder, die in der Regel nicht miteinander verwandt sind“ (S. 132), was aber, wie man kritisch anmerken muss, die Wohngemeinschaft von zwei familienfremden und nicht partnerschaftlich verbundenen Personen ausschließt. Kollektiv bewohnen kann man Wohnungen, Häuser oder sogar Wohnblocks, mit mehr oder weniger großen Nutzungsüberschneidungen. Feil (1972) unterscheidet zwischen *Kommune*, *Wohngemeinschaft* und *Großfamilie* (zit. nach Flade, 1987). Das Extremmodell, die *Kommune*, wurde in den 60er Jahren aus ideologischen Anliegen heraus ins Leben gerufen. Die Ablehnung von privatem Besitz und allen herkömmlichen bürgerlichen Strukturen schuf ein Wohn- und Lebensmodell maximaler Kollektivierung (Meyer-Ehlers et al., 1972). Die Idee kam nie über den Experimentstatus hinaus und scheiterte daran, dass die Bewohner für ihre eigene Idee selbst nicht bereit waren.

Flächendeckend hat sich die *Wohngemeinschaft* ausgebreitet, in der eher pragmatische Gründe für die Wahl dieser Wohnform sprechen: Bedürfnis nach Kommunikation anstelle von Isolierung stehen hierbei an erster Stelle (Meyer-Ehlers et al. 1972), ökonomische Motive (Sparen durch Teilen) werden ebenfalls häufig genannt. In Wohngemeinschaften wohnen vor allem jüngere Menschen mit geringen finanziellen Mitteln, zwei Drittel bis vier Fünftel aller WG-Bewohner befinden sich noch in der Ausbildung, davon machen Studenten den überwiegenden Teil aus (Spiegel, 1986). Häufig stellt sie eine zeitlich befristete Übergangslösung dar (Flade, 1987). Es ist schwer, den Anteil der Wohngemeinschaften statistisch zuverlässig zu erfassen, zum einen, weil viele Wohngemeinschaften nur durch den Hauptmieter gemeldet sind, zum anderen sind nichteheliche Lebensgemeinschaften nicht von Wohngemeinschaften

zu trennen und bilden so die Oberkategorie der Mehrpersonenhaushalte mit „familienfremden“ Mitgliedern.

*Großfamilien* sind ein Verband mehrerer Familien mit eigener und gemeinschaftlich genutzter Wohnfläche (Flade, 1987). Dieser Begriff ist aus der Mode gekommen, dafür haben gemeinschaftlich orientierte *Wohnprojekte*, die unabhängig von familiären Strukturen zusammenfinden seit Anfang der 80er Jahre einen Aufschwung erlebt. Zwar sind sie quantitativ noch kaum relevant, aber immerhin ist ihre Zahl laut einer Studie der Wüstenrot-Stiftung in den Jahren von 1990 bis 1998 von 220 auf 537 angestiegen (nach Fedrowitz und Gailing, 2003). Oftmals erwachsen aus Hausbesetzungen im Zuge ihrer Legalisierung gemeinschaftlich orientierte Hausprojekte oder Häuser mit hoher Partizipation und Selbstbestimmung (vgl. Martens, 2001). Im Zuge von gesellschaftlichem Wertewandel, Diversifizierung und Liberalisierung von Partnerschaft und Familie dürften gemeinschaftliche Wohnformen in Zukunft in anderen Schichten eher noch an Relevanz gewinnen (Fedrowitz und Gailing, 2003).

Einen Aufschwung hat die kollektive Wohnform auch als (sozial-) therapeutische Maßnahme erlebt, in Form von therapeutischen Wohngemeinschaften und betreutem Wohnen für Jugendliche, Behinderte, soziale Problemfälle, alte Menschen etc. (Häußermann und Siebel, 2000; Flade, 1987).

### **2.3. Das untersuchte Objekt**

*Vorbemerkung: Die Informationen im folgenden Abschnitt basieren auf einer Hausführung durch eine Bewohnerin, nicht in die Auswertung einbezogenen Interviewteilen, einem Online-Artikel über das Projekt und der Selbstdarstellung auf der Website des Projektes.*

Das hier untersuchte Projekt gehört zu denen, die von vorneherein kooperativ und beteiligungsorientiert angelegt waren und die Trennung von Bau-/ Sanierungsträger und Nutzer lockert, wenn nicht gar aufgehoben wird (vgl. Sauerborn u. Schelkmann, 2000 und Kap. 2.2.2). Es entstand aus privater Initiative von ursprünglich drei Einzelpersonen.

Bei dem bewohnten Haus handelt es sich um einen Altbau in Berlin, der 1999 von den Initiatoren gekauft wurde. Vor der Sanierung stand das Gebäude leer, es bot dank gutem Preis und großem Grundstück in vergleichsweise gutem Zustand die richtigen Bedingungen für das Projekt, zumal auch der Bezirk dem Projekt wohlwollend gegenüberstand, der eine Förderung genehmigte.

Als Rechtsform der Trägerschaft wurde die Kommanditgesellschaft gewählt, die Möglichkeit von Spekulationsgewinnen sollte so unterbunden werden. Der Erwerb von Kommanditanteilen war während der Bauzeit durch Eigenleistung möglich.

Schon bei Baubeginn wurden Partizipanten und spätere Mitbewohner gesucht, von denen allerdings keiner bis zum Einzug dabei geblieben ist.

Das Haus umfasst sechs Wohneinheiten von zwei bis sieben Zimmern, dazu zwei Gewerberäume. Insgesamt leben 15 Erwachsene (während der Erhebung zeitweise nur vierzehn) und drei Kinder darin.

Neben den Wohnungen können gemeinschaftlich auch der Garten, der Wintergarten, eine Gemeinschaftsküche, eine gemeinsame Bibliothek auf dem ausgebauten Dachboden und ein Veranstaltungsraum genutzt werden.

#### Soziales Konzept

Die Bewohnerschaft versteht sich als selbstverwaltete Hausgemeinschaft. Für alle täglichen Belange sind die Bewohner selbst zuständig. In einem wöchentlich stattfindenden Plenum werden aktuelle, das Haus und die Gemeinschaft betreffende Themen diskutiert und demokratisch entschieden. Das betrifft auch die Zusammensetzung der Bewohnerschaft: über mögli-

che Einzugs-kandidaten wird dort entschieden. Das Projekt versteht sich als Modell für Jung und Alt, entsprechend findet man Bewohner von Kindern bis zu Über50-Jährigen. Die meisten wohnen in Wohngemeinschaften zusammen.

Ein Grundkonzept lautet: „Selber machen statt konsumieren“, setzt also auf Kosten und Ressourcen sparen durch Eigeninitiative und Eigenleistung.

Der Gemeinschaft kommt ein hoher Stellenwert zu: neben dem vielen Gemeinschaftsraum (s.o.) werden auch gemeinschaftliche soziale Aktivitäten und Unternehmungen durchgeführt, ja nach Wünschen, Ideen und Initiativen der Bewohner.

### Ökologisches Konzept

Das ökologische Konzept des Hauses wurde mittlerweile mit einem Umweltpreis gewürdigt. Folgende ökologische Maßnahmen konnten realisiert werden:

Auf Ressourcen sparende Bauweise wurde geachtet: Grundrisse wurden möglichst erhalten, vorhandene Bauteile weitestgehend wieder verwertet. Die verwendeten Materialien zeichnen sich durch Umwelt- und Gesundheitsverträglichkeit aus.

Auf dem Dach sind Photovoltaikzellen und ein kleines Windkraftwerk zur Stromgewinnung installiert. Sonnenkollektoren erwärmen das Wasser.

Geheizt wird das Gebäude durch einen konventionellen, aber optimal eingestellten Gasbrenner, eine gut gedämmte Außenfassade verhindert zu großen Wärmeverlust.

Eine eigene Wasserkläranlage wurde installiert. Drei Filtersysteme bereiten das Abwasser und das gesammelte Regenwasser auf:

Eine Membranfilteranlage (500 l Klärungsvermögen/ Tag), ein schilfbewachsener Vertikal-Pflanzenfilter im Hof (1.500 l Tagesdurchsatz) und ein Fließbettfilter im Wintergarten (1.200 l Tagesdurchsatz), auf dem Gemüse gezüchtet wird. Das so resultierende Grauwasser, das annähernd Trinkwasserqualität besitzt, wird für Duschen, WCs, Waschmaschinen und Gartenbewässerung genutzt.

Als Wassersparmaßnahmen wurden wasserlose, kompostierende Toiletten (mit Urinseparierung) und sogenannte „Mini-Flush-Toiletten“, die pro Spülung nicht mehr als 0,8 l Wasser verbrauchen, installiert.

Auf konsequente Mülltrennung und Kompostierung wird geachtet.

Ergebnis: Das Projekt kann sich „das wassersparendste Mietshaus Deutschlands“ nennen: 84% weniger Trinkwasserverbrauch, 89% weniger Abwasser kann als Bilanz dieser Maß-

nahmen verbucht werden. Der Verbrauch an Primärenergie bei der Warmwasseraufbereitung konnte um 67% reduziert werden, um 55% der Stromverbrauch pro Person und Jahr- noch ohne Miteinberechnung der Windkraftanlage, die, wenn sie in Betrieb genommen wird, den restlichen Strombedarf des Hauses abdecken soll.

Abbildungen finden sich im Anhang.

### 2.4. Konkretisierung der Fragestellung

Die hier verwirklichten Wohnbedingungen stellen eine Sonderform des Wohnens dar. Die vorliegende Arbeit hat sich zur Aufgabe gemacht, eine Aussage über das Maß der Besonderheit oder Andersartigkeit zu treffen.

Ein Schwerpunkt der Untersuchung soll das Erleben der Wohnbedingungen und deren Vorteile und Nachteile sein. Hiermit handelt es sich also um eine typische Fragestellung der Wohn- und somit der Umweltpsychologie (vgl. 2.1.).

Indem, dass mit der Untersuchung ein Bild der Wohnsituation und der Bewohner angestrebt wird, sollen am Ende Aussagen möglich sein, welche der konkreten Merkmale des untersuchten Objektes sich möglicherweise auch für eine Nachahmung in zukünftigen Bauvorhaben eignen, bzw. welche Zielgruppe damit angesprochen würde oder welche Bewohner sich damit gut arrangieren könnten.

Untersuchungsleitend werden folgende Fragen festgelegt:

1. Wie gestaltet sich die *Bewohnerstruktur*? Neben den soziodemographischen Daten interessieren hierbei die individuelle Motivation, sich für die untersuchte Wohnform zu entscheiden, sowie die persönlichen Eigenschaften, die für das Wohnen in solch einem Objekt förderlich bzw. Voraussetzung sind. Weiterhin interessiert das Maß der Homogenität bzw. Heterogenität der dort lebenden Bewohner, um Aussagen über die Breite der möglichen Zielgruppe treffen zu können.
2. Wie wird das *Wohnen* in diesem Haus erlebt? Es interessiert, wie bzw. ob sich die dort verwirklichten ökotechnischen Besonderheiten ebenso wie die kommunale Wohnform auf das Alltagsleben, das Wohngefühl und die Bewohner selbst auswirkt. Hierzu ist die praktische Komponente ebenso zu sehen wie die emotionale Qualität.
3. Der Anspruch des Projektes, ein mögliches *Wohnmodell der Zukunft* darzustellen, soll unter die Lupe genommen werden. Welche der verwirklichten Maßnahmen und Ansätze sind rentabel? Was ist sinnvoll? Was ist davon praktikabel? Was eignet sich davon für einen Einsatz im größeren Stil?

---

## 3. Methoden

### 3.1. Qualitative Forschung

In diesem Kapitel möchte ich begründen, warum ich mich für eine qualitative Forschungsausrichtung entschieden habe.

Vor jeder Untersuchung ist zu klären, ob der behandelte Gegenstand mit der gewählten Methode wirklich adäquat erfasst werden kann (Bortz, 1984).

Qualitative Forschungsmethoden halte ich von daher für besonders geeignet, weil hier eine wenig konkrete Fragestellung vorliegt, zu der insgesamt noch wenig Literatur vorliegt und ein Erkenntnisgewinn über *dieses eine* spezielle Hausprojekt angestrebt wird. Hier bieten sich qualitative Methoden an, um in regelgeleiteten und nachvollziehbaren Schritten (Mayring, 2003) ein erstes Bild des Forschungsfeldes zu erlangen, bevor in einem nächsten Schritt Hypothesen über Wirkungsrichtungen aufgestellt werden können (Bortz und Döring, 2002; Flick, 2000).

Um meinen Fragen, die letztlich das Erleben des Wohnens in einer ungewöhnlichen Wohnform behandeln, gerecht zu werden, muss eine Methode gewählt werden, die es vermag, subjektive Sichtweisen in möglichst detaillierter und umfassender Weise abzubilden. Dies leisten qualitative Methoden durch eine Offenheit gegenüber ihrem Gegenstand (Lamnek, 1998), während die quantitative Methodologie durch ihren Anspruch an Exaktheit und die angestrebte klare Isolation von Ursache und Wirkung nur einzelne Aspekte eines größeren Ganzen abzubilden vermag (Bortz und Döring, 2002). Die qualitative Forschung nähert sich ihrem Gegenstand, indem sie ihn nicht „in die einzelnen Variablen zerlegt, sondern in ihrer Komplexität und Ganzheit in ihrem alltäglichen Rahmen untersucht“ (vgl. Flick, 2000, S.14). Unterschiedliche subjektive Perspektiven können so erfasst und der Untersuchung zugänglich gemacht werden. Durch die Offenheit der verwendeten Methoden kann flexibel auf neu geänderte Situationen und Bedingungen reagiert werden, so dass auch bislang unerkannte oder vernachlässigte Phänomene mit berücksichtigt werden können. (Lamnek, 1988)

Auch der Forscher wird in seiner Subjektivität nicht ausgeklammert, sondern seine persönlichen Eindrücke, Beobachtungen, Gefühle und Gedanken zum „expliziten Bestandteil der Erkenntnis“ (Flick, 2000, S. 15) gemacht.

---

Ziel der qualitativen Forschung ist es, subjektive Deutungsmuster der Wirklichkeit zu erfassen (Lamnek, 1988).

Besonders gut ist hierfür die qualitative Form des Interviews geeignet:

### **3.2. Erhebungsmethode: das problemzentrierte Interview nach Witzel**

Unter den verschiedenen bekannten Formen des Interviews (vgl. z.B. Hopf, 2000) wird das problemzentrierte Interview nach A. Witzel (2000) gewählt.

Dieses ist besonders geeignet für Fragestellungen, deren zentrales Interesse in der Rekonstruktion individueller Sichtweisen besteht, wie eben das Wohnleben in einem ökologischen Hausprojekt.

Es zeichnet sich aus durch eine theoretische Verankerung zwischen hypothetico-deduktiven Vorgehensweisen, die Erkenntnisgewinn nur durch vorher festgelegte Operationalisierungen und Auswertungen zu erreichen suchen, und naiv-induktivistischen Positionen, bei denen sich der Forschende als „tabula rasa“ unter Vernachlässigung seines gesamten Vorwissens nähern soll.

Den an sich gegensätzlichen Forderungen nach Offenheit und Theoriegeleitetheit wird dadurch Rechnung getragen, „dass der Anwender seinen Erkenntnisgewinn als *induktiv-deduktives Wechselspiel* organisiert“ (Witzel, 2000, Zusammenfassung, Herv. im Orig.)

Die Verwendung eines Leitfadens gewährleistet eine gewisse Strukturierung, dennoch hat der Forschende die Möglichkeit, mit Nachfragen (Sondierungen) den Gesprächsverlauf im Sinne seiner Fragestellung zu gestalten.

Als zentrale Kriterien des problemzentrierten Interviews benennt Witzel (2000) die Problemzentrierung, die Prozessorientierung und die Gegenstandsorientierung.

Die *Problemzentrierung* bezeichnet die Konzentrierung des Forschers auf die vorher festgelegte Fragestellung und grenzt die Methode damit von völlig offenen Befragungsmethoden (vgl. Flick, 2000) ab.

Die *Prozessorientierung* bezieht sich sowohl auf den Verlauf der Erhebung als auch auf die Interpretation. Während des gesamten Forschungsprozesses ist der Forscher zum sensiblen und akzeptierenden Umgang mit dem Gegenstand und seinem Verständnis davon angehalten.

Die *Gegenstandsorientierung* betont die Flexibilität des Forschenden, seine Methodik und seine Theorie während des Forschungsprozesses am Untersuchungsgegenstand zu überprüfen und an ihn anzupassen.

---

Der Forschende nähert sich dem Thema mit einer offen gestalteten Einstiegsfrage, die als Erzählanstöß dient und dem Befragten die Möglichkeit gibt, seine Sichtweise zum interessierenden Thema in eigenen Worten, eigener Struktur und eigenen subjektiven Gewichtungen darzulegen. Durch allgemeine Sondierungen kann der Interviewer die ihn interessierenden Punkte gesondert herausarbeiten. Um die Vergleichbarkeit mehrerer Interviews zu gewährleisten, kann der Interviewer auch auf ad hoc-Fragen zurückgreifen, wenn für die Fragestellung relevante Themenbereiche nicht vom Interviewten selbst genannt werden. Die verständnisgenerierenden spezifischen Sondierungen (Zurückspiegeln, Verständnisfragen, Konfrontationen) ermöglichen es, das Verständnis zu vertiefen und evtl. Missverständnissen vorzubeugen (Witzel, 2000). Der Leitfaden gibt dem Interviewer die Möglichkeit, etwa bei stockendem Gesprächsfluss weitere interessierende Aspekte des Themas einzubringen, jedoch sollte er flexibel gehandhabt werden, um den Erzählstrang des Befragten zum Tragen kommen zu lassen. (Flick, 2000)

Zu den Bestandteilen des Interviews gehören ein Leitfaden aus Erzählanstößen und Sondierungsfragen, ein vorgeschalteter Kurzfragebogen, der soziodemographische Daten erfasst, die Aufzeichnung auf Tonband und das Postscriptum, das Kontextprotokoll. Der Kurzfragebogen ermöglicht es, die Erhebung für das Thema weniger relevanter und spannender Daten aus dem eigentlichen Gespräch herauszunehmen, das Kontextprotokoll hält persönliche Eindrücke des Forschers über situative und kontextuelle Besonderheiten des Gesprächs fest und macht diese somit einer Auswertung zugänglich (Flick, 2000).

### **3.3. Auswertungsmethode: die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring**

Die Grundidee der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) ist eine Methode zur theoriegeleiteten, systematisierten Auswertung von Texten, die dank ihrer Stringenz und Orientierung an festen Regeln für andere nachvollziehbar und überprüfbar bleibt. Ihr Ziel besteht u.a. im Herausarbeiten der wesentlichen interessierenden Textbestandteile und in der Erstellung eines Kategoriensystems (Flick, 2000)

Die Kategorien werden dabei nur teilweise ex ante an den Text herangetragen; indem, dass der Forscher die Möglichkeit hat, am Material seine Kategorien zu überprüfen und ggf. zu modifizieren, zeigt sich die Methode als qualitatives Verfahren (Lamnek, 1998)

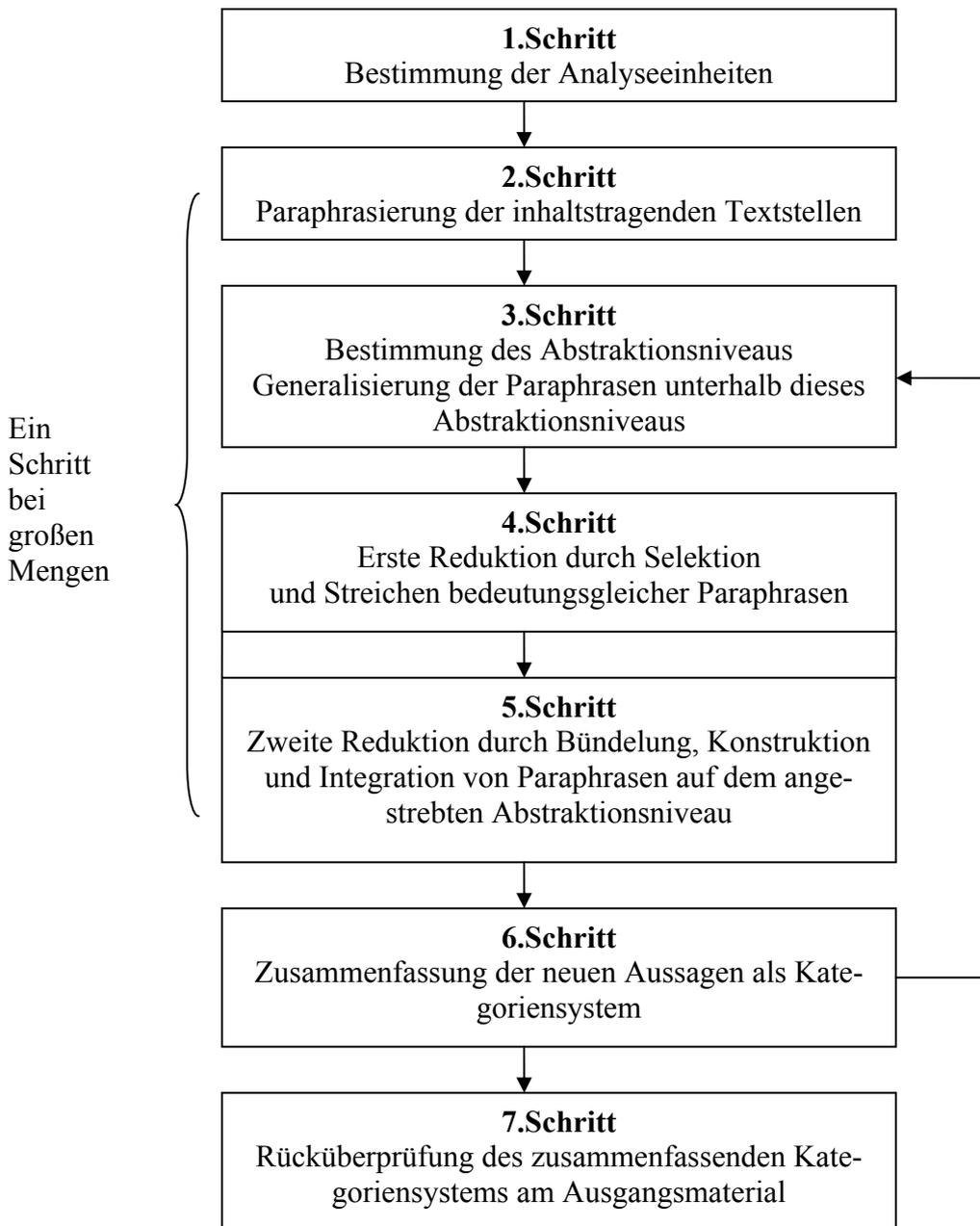
Der allgemeine Ablauf einer qualitativen Inhaltsanalyse umfasst neun Schritte:

---

(1) Zuerst wird das für die Fragestellung relevante Textmaterial ausgewählt. Danach (2) folgt eine Analyse der Entstehungssituation und (3) die formale Charakterisierung. In den nächsten Schritten (4) entscheidet sich der Forscher „was man eigentlich daraus herausinterpretieren möchte“ (Mayring, 1983, zit. nach Lamnek, 1998), legt also die Richtung der Interpretation fest und (5) definiert noch einmal ganz präzise seine Fragestellung anhand seines theoretischen Vorwissens. Es folgen (6) die Auswahl der Analysetechnik (s.u.) und (7) die Definition der Analyseeinheiten. Erst dann beginnt (8) die Analyse des Materials (s.u.). Abschließend (9) interpretiert der Forscher die Ergebnisse, um von den Einzelfällen zu einer generalisierenden Falldarstellung zu kommen. (Lamnek, 1998) Das entstandene Kategoriensystem kann während des Analyseprozesses am Ausgangsmaterial rücküberprüft werden.

Für die Analyse selbst legte Mayring (2003) drei zentrale Techniken des Analysierens fest:

- a) *Die Zusammenfassung*: Hierbei wird das Material so reduziert, dass dabei ein überschaubares Gesamtbild entsteht, das aber immer noch die wesentlichen Sinnelemente des Ausgangsmaterials enthält. Auf die ursprünglichen Aussagen werden die Techniken der *Auslassung*, *Generalisierung*, *Konstruktion*, *Selektion* und *Bündelung* angewendet; am Ende des Analyseprozesses stehen generalisierte Aussagen auf höherem Abstraktionsniveau, die das ursprüngliche Material paraphrasieren. Diese werden unter Kategorien zusammengefasst. Abb. 2 (s. nächste Seite) stellt den Ablauf einer zusammenfassenden Inhaltsanalyse schematisch dar:



**Abb.2:** Ablaufmodell einer zusammenfassenden Inhaltsanalyse (Mayring, 2003, S. 60)

- b) *Die Explikation:* Bei der explizierenden (erklärenden) Inhaltsanalyse wird an fragliche Textstellen zusätzliches Material zur Klärung herangezogen; das können Hilfestellungen zur lexikalisch-grammatischen Definition von unklaren Wörtern sein oder Informationen aus dem engeren oder weiteren Kontext der Textstelle.
- c) *Die Strukturierung:* An die interessierenden Textbestandteile wird eine theoretisch elaborierte Struktur in Form eines Kategoriensystems herangetragen. Dadurch können für die Fragestellung relevante Passagen herausgefiltert und leicht miteinander vergleichbar gemacht werden. Welcher Textbestandteil unter welche Kategorie fällt,

muss zuvor genau vom Forscher festgelegt werden. Hierzu dienen Ankerbeispiele aus dem Text und Kodierregeln für Zweifelsfälle. Das Kategoriensystem kann am Material überprüft und ggf. verändert werden.

Im hier vorliegenden Fall wurde eine zusammenfassende Analyse durchgeführt. Dies erschien notwendig, um den Inhalt von ca. 5300 Textzeilen auf ein handlicheres Maß zu transformieren. Ab dem sechsten Schritt der Analyse (vgl. Abbildung 2), dem Zusammenfassen der Aussagen in einem Kategoriensystem machte ich mir auch die genannten Regeln aus der Strukturierung zunutze. Es kam also letztlich eine Mischform aus den zwei genannten Techniken zur Anwendung.

Das Kategoriensystem entstand induktiv aus zwei Interviews, in späteren Fällen wurden die Kategorien um neue inhaltliche Aspekte erweitert. Unter Berücksichtigung der deduktiv aus der Theorie und der Fragestellung abgeleiteten Hauptkategorien wurde das Kategoriensystem weiter reduziert und zusammengefasst. Die extrahierten Aussagen wurden unter das so gebildete Hauptkategoriensystem subsummiert. Deren Darstellung erfolgt in den Kapiteln 5.2. und 5.3.

## **4. Datenerhebung**

### **4.1. Leitfadenentwicklung**

Ausgehend von der Fragestellung und allen interessierenden Aspekten des Themas wurde zunächst ein Pool von Fragen aufgestellt. Aus diesem wurde ein Teil von Fragen aussortiert, aus den anderen ein vorläufiger Interviewleitfaden erstellt. Hierbei musste darauf geachtet werden, dass die interessierenden Aspekte alle mit berücksichtigt werden: er sollte sowohl Informationen über die Bewohnerstruktur generieren, also Fragen wie die Einzugsmotivation und die Einschätzung der Bewohnergruppe beinhalten, als auch versuchen, das Wohnleben und die Auswirkungen des Wohnens im alternativ-ökologischen Haus in möglichst umfassender Weise zu erfragen. Die letztendliche Frage nach der Umsetzungstauglichkeit der verwirklichten Ideen sollten auch die Bewohner selbst beantworten.

Zu den einzelnen Bereichen wurden Erzählanstöße und Sondierungsfragen, also Detailfragen nach interessierenden Einzelaspekten festgelegt.

Der so erhaltene Leitfaden wurde mittels eines Probeinterviews mit einem Hausbewohner getestet, dieses floss nicht in die Auswertung ein. Dies bot dem Untersuchenden die Möglichkeit, die Gesprächssituation zu üben, die Verständlichkeit der Fragen zu überprüfen, mögliche unzutreffende Erwartungen zu korrigieren, übersehene Aspekte mit einzubeziehen und eigene Fehleinschätzungen zu revidieren. Daraufhin wurden noch einmal Fragen abgeändert und der Leitfaden der neu gewonnenen Erkenntnis angepasst, ohne jedoch die grundsätzliche Fragestellung zu überwerfen.

Der resultierende verwendete Leitfaden ist im Anhang einzusehen.

### **4.2. Gewinnen der Interviewpartner**

Die Zusage seitens der Bewohner, die Studie im untersuchten Haus durchführen zu dürfen, war natürlich unabdingbare Voraussetzung, um die Behandlung des Themas und die Durchführung der Studie überhaupt in Angriff zu nehmen. Zuerst hatte ich telefonisch mit einem der Initiatoren Kontakt aufgenommen, der mir versprach, das Thema ins Hausplenum zu bringen, um abzuklären, wie die Bereitschaft seitens der Bewohner ausfällt.

Dort stieß mein Vorhaben zumindest nicht auf Ablehnung, und ich wurde zum gemeinsamen Abendessen der Hausgruppe in der Gemeinschaftsküche eingeladen. Die meisten der Inter-

viewpartner konnte ich dort persönlich ansprechen oder sie in ihren Wohnungen antreffen. Bis auf einen Fall, bei dem ich etwas Überzeugungsarbeit leisten musste, war die Bereitschaft entweder sofort vorhanden oder gar nicht. Darüber hinaus bekam ich von meinem „Ansprechpartner“ noch Telefonnummern derjenigen vermittelt, die zu jenem Zeitpunkt nicht anwesend waren, aber sich zu einem Interview bereit erklärt hatten.

Die Termine für die Interviews wurden telefonisch vereinbart. Insgesamt fanden sich zehn Interessierte, davon führte ich mit einem das Probeinterview durch, mit einem anderen Teilnehmer konnte im Untersuchungszeitraum kein Termin gefunden werden. Somit resultieren also acht geführte Interviews zur Auswertung.

Es blieb demnach kein Raum, wie es sicherlich wünschenswert wäre, die Interviewpartner oder geführte Interviews nach soziodemographischen Merkmalen zu selektieren. Dazu ist anzumerken, dass zum Zeitpunkt der Interviews gerade vierzehn Erwachsene im Haus wohnen, von denen auch nicht alle zu einem Gespräch bereit waren. Der Anregung von Hausbewohnern, die drei Haus lebenden Kinder auch in die Befragung mit einzubeziehen, konnte ich ebenfalls nicht nachgehen, weil das erstens der Fragestellung nicht dienlich war, weil zweitens die Stichprobenanzahl zu klein wäre, zumal die Kinder in unterschiedlichen Altersstufen sind (6, 7 und 13 Jahren) und drittens auch der Leitfaden nicht für ein Gespräch mit Kindern geeignet ist.

### **4.3. Durchführung der Interviews**

Die Interviews fanden innerhalb von fünf Wochen im April und Mai 2004 statt. Der Ort der Interviews war von den Gesprächspartnern frei wählbar, sie fanden letztlich alle in den jeweiligen Wohnungen statt, meist in der Küche oder in den persönlichen Zimmern.

Zu Beginn wurde den Interviewten noch einmal kurz der Forschungsgegenstand und der Rahmen der Arbeit erläutert, dann erfolgte eine Belehrung über die Datenschutzsituation. Nachdem es nicht auf Interesse stieß, verzichtete ich auf eine schriftliche Datenschutzvereinbarung und gab nur eine mündliche Garantie über die Geheimhaltung und Anonymisierung der Interviews ab. Ab diesem Punkt schaltete ich das Aufnahmegerät an und begann das Interview offiziell.

Das Aufzeichnen des Gesprächs auf einem Tonträger stellte für keinen der Gesprächspartner ein Problem dar. Was in einzelnen Fällen allerdings ein wenig Zurückhaltung und Skepsis erzeugte, war meine zuvor erteilte Zusage, den Bewohnern ein Exemplar der fertigen Diplomarbeit zukommen zu lassen, was für die Gesprächspartner bedeutete, dass andere Hausbe-

woher ihre Aussagen lesen und gegebenenfalls zurückverfolgen konnten. In diesen Fällen versprach ich, eine speziell überarbeitete Version abzugeben, bei der Angaben über persönliche Daten, die einen allzu leichten Rückschluss ermöglichen, fehlen.

Abgesehen davon erwiesen sich alle Teilnehmer als interessierte, engagierte und reflektierte Gesprächspartner, die bereitwillig die Fragen beantworteten und mir auch oftmals nützliche Hinweise für meine Arbeit gaben.

Die Gespräche dauerten zwischen 27 und 55 Minuten.

### **4.4. Verarbeitung des Datenmaterials**

Die auf MiniDisc festgehaltenen Interviews wurden im Anschluss an das Gespräch verschriftlicht. Dabei waren die Transkriptionsrichtlinien nach Legewie und Paetzold-Teske (2000) maßgeblich (einzusehen im Anhang). Hierbei werden neben dem reinen Inhalt auch die sprachlichen und situativen Besonderheiten des Gesprächs berücksichtigt und so interpretierbar gemacht. Alle genannten Namen wurden entweder herausgelassen oder, wenn andere Interviewpartner genannt wurden, durch die verteilten Code-Namen ersetzt, um den Interviewpartnern die zugesagte Anonymität zu gewährleisten. Die Anfangsbuchstaben der Codenamen wurden nach der chronologischen Reihenfolge der Interviews (A-H) vergeben

Ausgehend von diesem Rohmaterial wurde eine qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring auf die Interviewdaten angewendet (vgl. dazu Kap. 3.3)

---

## 5. Darstellung der Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die ausgewerteten Daten dargestellt. Zuerst wird ein Überblick über die Zusammensetzung der Interviewstichprobe gegeben (5.1.), danach stelle ich das Kategoriensystem vor. In Kap. 5.3. werden die Kategorien inhaltlich dargestellt und mit dazugehörigen Textpassagen aus den Interviews illustriert. Danach nehme ich einen Vergleich von zwei Untergruppen vor (5.4.); in Punkt 5.5. werden die Ergebnisse zusammengefasst dargestellt.

### 5.1. Zusammensetzung der Stichprobe

Die soziodemographischen Daten, die mittels des schriftlichen Kurzfragebogens vor dem Interview erhoben wurden, sind in der Tabelle auf der folgenden Seite dargestellt.

Es wurden zur Hälfte Männer und Frauen interviewt. Die Altersspanne der Interviewpartner liegt zwischen 24 und 52 Jahren, der Altersdurchschnitt beträgt 37,6 Jahre.

Drei der Befragten haben Kinder, davon leben zwei mit im Haus.

Beim Familienstand erwies sich das vorgegebene Schema „allein stehend - in Partnerschaft lebend – verheiratet - getrennt / geschieden – verwitwet“ als unzureichend, um die partnerschaftlichen Verhältnisse aller Befragten abzubilden (wenn sie zum Beispiel in festen Beziehungen sind, die Partner aber nicht im Haus leben). Einer änderte die Kategorie „verwitwet“ spontan in „verwickelt“ um.

Bei den Berufsgruppen finden sich keine Handwerksberufe, sondern ausschließlich Tätigkeiten, bei denen „Kopfarbeit“ gefragt ist. Architekten und Lehrer machen schon mehr als die Hälfte der Stichprobe aus. Dazu passt auch die Feststellung, dass alle Befragten einen höheren Schulabschluss, also mindestens Abitur haben.

Die Größe der bewohnten Wohnung variiert von zwei bis sieben Zimmern. Zwei Gesprächspartnern leben nur mit ihrem Partner zusammen, die anderen bewohnen Wohngemeinschaften.

Bei den Interviewten sind sowohl Mieter vertreten, die zum Zeitpunkt des Gesprächs noch nicht so lange im Haus wohnen, als auch diejenigen, die schon bei den frühen Anfängen, sprich dem Erstbezug nach der Sanierung, dabei waren.

Nicht nur die Länge der Wohndauer ist hier zu beachten, sondern auch, dass sich unter den Befragten drei der Initiatoren des Projekts befinden, die somit keine Mieter, sondern Eigentümer und Gesellschafter sind (in der Tabelle mit „I“ gekennzeichnet). Auf mögliche Unterschiede zwischen diesen beiden Gruppen wird in Punkt 5.4. gesondert eingegangen.

Eine tabellarische Darstellung der untersuchten Gruppe findet sich auf der nächsten Seite.

<b>Name</b>	<b>Anita (I)</b>	<b>Bettina (I)</b>	<b>Christoph</b>	<b>Dina</b>	<b>Emil (I)</b>	<b>Frank</b>	<b>Gerd</b>	<b>Hanna</b>
<b>Geschlecht</b>	W	W	M	W	M	M	M	W
<b>Alter</b>	52	42	24	30	50	37	35	31
<b>Familienstand</b>	Allein stehend	In Partnerschaft lebend	Allein stehend	In Partnerschaft lebend	Allein lebend, in Beziehung	Getrennt	In Partnerschaft lebend	Allein stehend
<b>Kind(er)</b>	Nein	Nein	Nein	Nein	Sohn, 13 Jahre	Tochter, 11 Jahre	Nein	Sohn, 6 Jahre
<b>Schulabschluss</b>	Hochschule	Hochschule	Abitur	Hochschule	Hochschule	Abitur	Hochschule	Hochschule
<b>Beruf</b>	Architektin	Architektin	Student	Projektkoordinatorin	Architekt	Erzieher	Lehrer	Lehrerin
<b>Einzug in untersuchtes Haus</b>	12/2000	04/2001	10/2002	04/2001	03/2001	01/2004	04/2001	08/2001
<b>Größe der bewohnten Wohnung (Zi.)</b>	4	7	4	2	3	7	2	2
<b>Mitbewohner</b>	2w, 1m	2w (davon 1 Kind), 3m	3w	1m	1m, 1w	3w (davon 1 Kind)2m	1w	1w, 1m (Sohn)

**Tab.1: Darstellung der soziodemographischen Daten**

## 5.2. Das Kategoriensystem

Ausgehend von den Fragestellungen (vgl.2.4.) ergeben sich drei Hauptkategorien, die sich wiederum in verschiedenen unterteilte Unterkategorien unterteilen lassen. Im Folgenden werden diese dargestellt und anhand von Ankerbeispielen aus den Interviewtexten verdeutlicht.

Kategorie	Textbeispiel
<b>Kategorie 1: Bewohnerstruktur</b>	
<b>1.1.Einzugsmotivation</b>	„Ja, also was mich hier außer Garten und so weiter noch gereizt hat, war öhm dass das // dass man nicht so persö// nicht so anoNYM in irgendnem Haus wohnt, in irgendner Straße, und die Leute drumherum nicht kennt, sondern dass es äh// dass man die Leute persönlich kennt, mit denen Sachen zusammen machen kann, dass man bestimmte Sachen auch TEILEN kann ...“ (Dina, Z. 41-47)
<b>1.2.Homogenität vs. Heterogenität</b>	„Also insofern gibt’s eben nicht so ne ääh kohärente Fuffzehn-Personen-Gruppe“ (Emil, Z.428-429)
<b>1.3.Selbstbeschreibung</b>	„(...) der Anspruch, umweltschonend zu leben und darauf acht zu geben, wie ich mit meinem Planeten umgehe, äh, der war schon immer vorhanden“ (Anita, Z. 170-172)
<b>1.4.Anforderungen an Bewohner</b>	„Mut, Freude, motiviert muss er sein, er sollte Lust zu experimentieren haben, ZEIT sollte er mitbringen, * sich auf andere Leute einlassen, was auch nicht immer einfach ist, hm, wäre also dieser Gemeinschaftsaspekt...“ (Gerd, Z. 689-692)
<b>Kategorie 2: Das Wohnen im untersuchten Objekt</b>	
<b>2.1.Wohnerleben</b>	„Es is schön, mit Leuten in einem Haus zu wohnen; es is schön, unten Räume zu haben, wo man sie trifft, wo man hingehen kann; es ist wunderschön, mit welcher Selbstverständlichkeit fremde Menschen in die Wohnung komm“ (Hanna, Z. 258-261)
<b>2.2.Auswirkungen auf die Bewohner</b>	„ich hab auch n größeres Potenzial, mich selber hier zu entwickeln und und äh *2* weiter zu kommen.“ (Bettina, Z. 621-622)
<b>Kategorie 3: Die Frage nach der Umsetzbarkeit</b>	
<b>3.1.Ökotechnik</b>	„das Ökologische, denk ich, is im Prinzip sehr gut übertragbar, also, wenn’s nich so AUFwändig wäre.“ (Hanna, Z. 435-436)
<b>3.2.Wohnen in Gemeinschaft und Selbstverwaltung</b>	„wenn man die Gemeinschaft nicht sucht, wenn man alleine wohnen will, wozu soll man sich dann mit anderen Leuten zusammen wohnen wollen?“ (Frank, Z. 645-647)

Tab 2: Darstellung der Hauptkategorien

### **5.3. Deskription der Kategorien**

Im Folgenden werden die Kategorien, die sich bei der Auswertung im Einzelnen ergaben, vorgestellt (gekennzeichnet durch *K+Nummer*). Die Darstellung erfolgt analog der aus der Fragestellung (Kap. 2.4.) resultierenden Hauptkategorien (vgl. 5.2.): so werden zuerst die Erkenntnisse über die Bewohnerstruktur präsentiert, danach wird die Frage nach dem Wohnen (Wohnerleben und Auswirkungen auf die Bewohner) behandelt und im dritten Teil die Übertragbarkeit der verwirklichten Ansätze laut Einschätzung der Befragten thematisiert. Eine übersichtlichere tabellarische Auflistung der Kategorien findet sich im Anhang.

#### **5.3.1. Bewohnerstruktur**

In dieser Kategorie werden die Textstellen aufgeführt, die eine Aussage über die Beschaffenheit der Bewohnerstruktur ermöglichen. Dieser wird sich von vier Seiten angenähert: Zuerst wird die Motivation, sich für diese Art des Wohnens zu entscheiden, näher betrachtet. Danach wird die Frage nach der Homogenität bzw. der Heterogenität der Bewohnerstruktur beleuchtet. Auch auf die Eigenschaften der Bewohner, die sie laut Eigenaussage mitbringen, wird eingegangen. Schließlich wird der „Idealtyp“ des Bewohners dargestellt, also Textstellen, die Aussage treffen, welche Qualitäten nach Ansicht der Interviewpartner unerlässlich für Bewohner eines derartigen Hausprojektes sind.

##### **5.3.1.1. Einzugsmotivation**

Die genannten Gründe, sich für den Einzug in das Hausprojekt zu entscheiden, sind vielfältig. Sie lassen sich in vier Schwerpunkte unterteilen: der ökologische Aspekt (a), das Soziale (b), Eigenschaften des Hauses an sich (c) und persönliche Beweggründe (d).

###### **1a) Ökologischer Aspekt**

*K1 „Ökologischer Aspekt war wichtig für meine Entscheidung, hier einzuziehen“*

Auch hier findet sich kein einheitliches Bild. Zwar stößt das Thema Ökologie im Alltag bei keinem der Interviewten auf dezidierte Ablehnung, ein ausschlaggebender Einzugsgrund war das ökologische Hauskonzept aber nur bei der Hälfte, und unter diesen vier finden sich die

drei interviewten Initiatoren des Projektes wieder. Für diese spielte der Wunsch, „selbst etwas zu machen“ eine Rolle, bzw. „Stadtleben und Ökologie zu verbinden“.

„Das hat mich von daher sehr gereizt, weil ich schon immer auch mich mit mm// mit so ökologischen Sachen beschäftigt hab, auch mit ökologischem Bauen (...) und fand das ganz spannend, dass Leute versuchen wollten, eben IN der Stadt so=n Projekt zu machen.“ (Bettina, Z. 63-69)

*K2: „Ökologischen Ansatz finde ich gut, hat aber bei Entscheidung keine Rolle gespielt“*

Drei mal wurde der ökologische Ansatz des Hauses positiv hervorgehoben, aber eingeschränkt, es wäre für den Einzug *kein* entscheidendes Kriterium gewesen. Für „Hanna“ war der Anspruch an eine natürlich- gesunde Lebensweise eher pragmatisch bedingt:

„Ähm, (NAME DES KINDES) hat// also mein Kind hat ziemlich starke Allergien, Neurodermitis, und insofern wußt' ich, dass er möglichst in ein Haus, was möglichst ökologisch is. (...) Also insofern... Also es war jetzt kein Kriterium dafür... doch, 's war'n Kriterium dafür, aber war nicht ausschlaggebend.“ (Hanna, Z. 47-57)

### 2b) Wohnen in Gemeinschaft und Selbstverwaltung

Von allen Bewohnern wurde der Wunsch nach Kontakt mit Mitbewohnern und Nachbarn als ein Beweggrund genannt. Dennoch nimmt dieser Aspekt bei den verschiedenen Interviewpartnern einen unterschiedlichen Stellenwert ein

*K3: „Ich habe nach einem Hausprojekt gesucht“*

. Drei Gesprächspartner hatten explizit nach der Wohnform „Hausprojekt“ gesucht und gaben dies als Hauptmotivation an:

„(...) ich wollte mit MEHR Leuten zusammenwohnen, in einem Hausprojekt.“ (Frank, Z. 11-12)

*K4: „Ich wollte mehr Kontakt im Wohnbereich“*

Anderen hingegen war es einfach wichtig, ein gewisses Maß an Kontakt mit anderen Menschen aus der näheren Umgebung zu haben. Zweimal wurde der WG-Bereich genannt, dreimal der Kontakt mit den Mitmietern.

„Ja, also was mich hier außer Garten und so weiter noch gereizt hat, war öhm dass das // dass man nicht so persö// nicht so anoNYM in irgendnem Haus wohnt, in irgendner Straße, und die Leute drumherum nicht kennt, sondern dass es äh// dass man die Leute persönlich kennt, mit denen Sachen zusammen machen kann, dass man bestimmte Sachen auch TEILEN kann ...“ (Dina, Z. 41-47)

*K5: „Ich wollte mit Gleichgesinnten zusammen wohnen und mit denen aktiv werden“*

Zweimal wurde der Kontakt mit Gleichgesinnten in den Vordergrund gestellt:

„(...)auch der soziale Aspekt, der war mir ganz wichtig, im Grunde auch so=n politisches Bewusstsein auch UMzusetzen im Kleinen. Das heißt, ich möchte also mit Leuten zusammen wohnen, die n bisschen mehr als ihren eigenen Vorteil im Auge haben“ (Anita, Z. 38-41)

Von drei Interviewten wurde auch die Idee von gemeinschaftlicher Aktivität nach außen hin als Erwartung genannt.

„Was ich vielleicht noch ganz groß ERWARTET habe am Anfang, ist, dass wir mehr nach außen treten können, also dass man sozusagen auch Öffentlichkeitsarbeit macht“ (Gerd, Z. 51- 53)

### c) Allgemeine Eigenschaften des Hauses

In diese Kategorie fallen genannte Beweggründe, die nicht in den Besonderheiten des Hauses liegen, sondern in allgemeinen Eigenschaften, die jedes Haus aufweisen könnte.

*K6 / K7 : Lage in Berlin; Haus/ Wohnung/ Garten*

Hierbei wurde die Lage innerhalb Berlins genannt (vier Nennungen), zweimal wegen der Ruhe, zweimal wegen der geringeren Bebauungsdichte und einmal wegen der relativ zentralen Lage (was von anderen Interviewpartnern übrigens wieder anders beurteilt wurde). Zwei Interviewpartner waren von ihren Zimmern überzeugt, für drei war auch der Platz und die damit verbundenen Entfaltungsmöglichkeiten entscheidend. Der große Garten wurde nur zweimal explizit als Einzugsgrund in den Vordergrund gestellt, spielte aber bei allen Mietern eine gewisse Rolle.

### d) Persönliche Beweggründe

Das Bedürfnis nach Kontakt wurde schon in *K4* und *K5* behandelt. In diese Kategorie fallen andere persönliche Voraussetzungen und Wünsche, die die Gesprächspartner dazu bewegt haben, dieses Haus als Wohnsitz auszuwählen.

#### *K8: Verbesserung des Lebensstandards*

Für drei der Interviewten war mit dem Wechsel in das Wohnprojekt eine Verbesserung des Lebensstandards in Aussicht:

„Es ist besser saniert, ich hab mehr Platz, aahm \* ich ZAHLE weniger, also im Großen und Ganzen is=es eigentlich luxuriöser hier“ (Christoph, Z. 62-64)

#### *K9: Persönliche Kontakte vor Einzug*

Für drei Interviewte spielten persönliche Kontakte eine Rolle, die sie schon vorher zu Personen im Haus hatten.

#### *K10: Größere individuelle Freiheiten*

Zwei weitere Nennungen entfielen auf die größeren individuellen Freiheiten im Haus:

„(...) dass ich Platz habe, dass man sich freier bewegen kann, dass man Möglichkeiten hat, irgendwas zu machen, Veranstaltungen, ne Party, dass man einfach viel mehr machen kann als in=ner Wohnung. (Frank, Z. 74-77)

Weiterhin wurden (je zweimal) genannt: Rückzugsmöglichkeit vom Stadtleben, Neugierde und ein berufliches Interesse (*K11-K13*).

Die Schwerpunkte der individuellen Haupteinzugsmotivation verteilten sich folgendermaßen: Drei Personen nannten das ökologische Interesse als ausschlaggebend, für drei weitere der fiel der Gemeinschaftsaspekt besonders ins Gewicht, zwei nannten andere Gründe als primär wichtig.

### 5.3.1.2. Homogenität vs. Heterogenität der Zusammensetzung

In dieser Unterkategorie werden Einschätzungen behandelt, wie unterschiedlich oder ähnlich die Bewohner einander sind. Daraus sollen Rückschlüsse ermöglicht werden, wie weit gefächert das mögliche Interessentenspektrum dieser Wohnform ist.

Grundsätzlich muss gesagt werden, dass die Meinungen zu diesem Thema besonders weit auseinander gingen.

#### a) Homogenität

##### *K14: Homogene Gruppe, weil Gemeinschaft*

In jedem Interview wurde zwar mehr oder weniger von einer „Hausgemeinschaft“ gesprochen, was sich aber in erster Linie auf die bloße Tatsache des zusammen-ein-Haus – Bewohnens bezog. Drei Mal wurde das Wort „Gemeinschaft“ für weiter gehende soziale Bande innerhalb des Hauses verwendet, zwei von diesen gehören zu den Initiatoren. Drei Gesprächspartner gaben fernerhin an, gezielt eine Gemeinschaft in Form eines Hausprojektes (vgl. K3) gesucht zu haben. Wie in auch Punkt 5.3.1.4. dargestellt, sollte eine gewisse grundsätzliche Sympathie füreinander vorhanden sein, was nach Ansicht zweier Interviewten für eine gewisse Einheit spricht. Des Weiteren sei die Bewohnerfluktuation „relativ gering“.

##### *K15: Homogene Gruppe, weil Gemeinsamkeiten vorhanden*

Auffällig ist, wie zwei Interviewpartner feststellten, dass ausnahmslos alle Bewohner eine höhere Schulbildung aufweisen (s. Punkt 5.1.), also mindestens Abitur oder eine abgeschlossene Hochschullaufbahn. Für Emil stellt dies keine Überraschung dar:

„Naja, weil das gesellschaftliche Probleme einfacher durchdringen lässt. (...) Also weil es ja auch ein komplexeres// das Leben ist ja schon ne vielseitige Angelegenheit und äh und um die alle einigermaßen durchdringen zu können, also die alle gedanklich erfassen zu können, das glaub ich nicht, dass das n Hauptschüler heutzutage so ohne weiteres öh// sich dafür interessiert, so was zu durchdringen.“ (Emil, Z.635-636; 650-654)

Weiterhin bevorzugen die Bewohner einheitlich ökologische Lebensmittel, die meisten sind Vegetarier.

### b) Heterogenität

#### *K 16: Heterogene Gruppe, weil Leute sehr unterschiedlich*

Die Textstellen, die für eine überwiegend heterogene Zusammensetzung des Hauses sprechen, sind insgesamt zahlreicher. Auch die Einschätzung der Bewohner selbst geht ganz eindeutig Richtung Verschiedenheit. In allen acht Interviews wird die Vielfalt der Bewohnerschaft betont:

„Es unterscheidet sich von nem normalen linken Hausprojekt einfach darin, dass es durchmischer ist an Personen. (Christoph, Z. 11-13)“

Das ist beispielsweise ersichtlich in der Alterszusammensetzung zwischen 6 und 55 Jahren, wie viermal festgestellt wurde. Oder in einer Reihe von Konflikten und Meinungsverschiedenheiten, auf die sechsmal eingegangen wurde. Aufgrund des Zusammenlebens von Initiatoren (und somit auch Investoren) und „Nur-Mietern“ gibt es Unterschiede im finanziellen Background und der Rollenverteilung, was für zwei Interviewte von Bedeutung war.

„Ich hab noch nie mit Hausbesitzern im selben Haus gewohnt.“ (Frank, Z. 188-189)

Den drei Einschätzungen von oben, dass es sich bei dem Bewohnerkollektiv um eine Gemeinschaft handelt, stehen vier Meinungen gegenüber, dass es „nicht wirklich“ eine Gemeinschaft gäbe.

„Also insofern gibt's eben nicht so ne ääh kohärente Fuffzehn-Personen-Gruppe“ (Emil, Z.428-429)

Zweimal wurde von einer „Umbruchsphase“ im Haus gesprochen.

Die Frage, ob man sich in erster Linie als WG- oder als Hausgemeinschaftsbewohner sehe, wurde nicht einheitlich beantwortet. Hierbei sei die Sichtweise bei jedem verschieden.

„Manche definieren sich mehr über die Wohnung, manche mehr über die Gemeinschaftsküche; manche wohnen in der Wohnung, manche sagen ‚Ich wohne im Haus‘.“ (Frank, Z. 201-203)

Unterschiede kann man auch in Textstellen aus anderen Kategorien wie der Haupteinzugsmotivation feststellen (s. Punkt 5.3.1.1.).

Drei Personen nannten das ökologische Interesse als ausschlaggebend, für drei weitere der fiel der Gemeinschaftsaspekt besonders ins Gewicht, zwei nannten andere Gründe als primär wichtig. So kann von unterschiedlichen Voraussetzungen und Erwartungen ausgegangen werden:

„(...) dass es ne ziemlich heterogene Gruppe ist, dass es kein gemeinsames Ziel gibt, also nicht oberflächlich ein gemeinsames Ziel. Es ist halt schon// es gibt die, die sagen, das Ökologische ist vorrangig da, aber ich glaube nicht, dass alle, die hier wohnen, sich vorrangig für=n ökologisches Projekt entschieden haben.“ (Frank, Z. 211-217)

### **5.3.1.3. Eigenschaften**

An dieser Stelle werden Aussagen der Bewohner über sich selbst aufgeführt. Diese Selbstcharakteristika beziehen sich zum weitaus größten Teil auf stabile persönliche Eigenschaften oder auf beim Einzug vorhandene Persönlichkeitsmerkmale.

Persönliche Veränderungen, die sich durch das Wohnen im untersuchten Haus ergeben haben, werden in Punkt 5.3.2.2. behandelt.

#### *K17: Selbstverständnis abseits der Normalität*

Sechs der Interviewpartner verorten sich mit ihrem Lebens- und Wohnstil abseits der „Normalität“ und grenzen sich von der breiten Masse ab.

„wenn man wirklich NORMAL arbeitet jetzt, für die ist es dann schon sehr komisch“ (Hanna, Z. 517-518)

Bei sechs Gesprächspartnern war und ist der Wunsch nach Zusammenleben mit anderen abseits der gängigen Wohnformen vorhanden.

„ich wollte auf keinen Fall in ne normale Wohnung“ (Christoph, Z. 26)

#### *K18: Liberaler Lebensstil*

Viermal wurde ein liberaler Lebensstandard beschrieben, in dem mehr Freiheiten zugebilligt und gewünscht werden als dies bei gängigeren Wohnformen der Fall ist:

„Meine Vorstellung is schon, zum Beispiel, wenn jetzt jemand bei mir Fernseh gucken will, auch wenn ich nicht da bin, dann find ich’s eigentlich okay, wenn andere Leute aus= m Haus hier reinkomm’ oder öh was weiß ich, irgendwas aus meinem Zimmer nehmen.“ (Frank, Z. 367-371)

### *K19: Hohes Umweltbewusstsein*

Die Mehrzahl der Interviewten (sieben) gab an, schon vor dem Einzug ein hohes oder eher hohes Maß an Umweltbewusstsein besessen zu haben.

„(...) der Anspruch, umweltschonend zu leben und darauf acht zu geben, wie ich mit meinem Planeten umgehe, äh, der war schon immer vorhanden“ (Anita, Z. 170-172)

### *K20: Aktives Engagement*

In vier Interviews trat der Wunsch nach politischem oder anders geartetem aktiven Engagement zu Tage (s. auch K5).

#### **5.3.1.4. Anforderungen an Bewohner**

Da, wie in Kap. 2.3. dargestellt, das Bewohnerkollektiv im Rahmen des wöchentlichen Plenums über den Einzug von Bewerbern entscheidet, müssen bestimmte Erwartungen an potenzielle neue Mitmieter vorhanden sein, die implizit oder explizit an die Bewerber herangetragen werden, und jetzt im Haus lebende Mieter demnach auch erfüllen. Es gebe keinen offiziellen Anforderungskatalog, in den Interviews wurden diese Erwartungen aber sehr wohl deutlich.

### *K21: Bewohner müssen sozial kompetent sein*

Im Vordergrund standen hierbei im weitesten Sinne soziale Kompetenzen: die Fähigkeit, sich „auf andere Leute einzulassen“ wurde in sieben Interviews herausgehoben, Regeln und Kompromisse akzeptieren zu können wurde fünfmal als wichtig benannt. Weitere Punkte waren Kommunikationsstärke (viermal genannt), Gemeinschaftssinn, „gute Laune“, Toleranz und Flexibilität im Denken (je zweimal). Auch die Fähigkeit, Konflikte zu ertragen und sich darin auch behaupten zu können, erachteten vier Interviewpartner als wichtig.

„Mut, Freude, motiviert muss er sein, er sollte Lust zu experimentieren haben, ZEIT sollte er mitbringen, \* sich auf andere Leute einlassen, was auch nicht immer einfach ist, hm, wäre also dieser Gemeinschaftsaspekt...“ (Gerd, Z. 689-692)

### *K22: Bewohner brauchen gefestigte Persönlichkeit*

Insgesamt zeichnet sich als Wunschbild eine gefestigte Persönlichkeit ab, die zwar zurückstecken, sich aber auch behaupten kann. Eine Person, die sowohl gut mit anderen Menschen Kontakt findet, aber sich auch zurückziehen kann und eigene Wege verfolgen. Wobei sich diese Dualitäten nicht aus der Summe der Forderungen ergaben, sondern (in vier Interviews) klar als solche benannt wurden.

„Was jemand also mitbringen sollte, ist schon der Wunsch, gemeinsam Dinge zu machen, aber ich glaube mittlerweile AUCH, was uns früher nicht so klar war, dass es eigentlich recht selbständige Menschen sein müssen, die für sich sehr gut entscheiden können, was sie möchten und was sie nicht möchten und wann. (RG: Hm) Äh, weil wenn hier einer hinkommt, der mit sich selbst noch nicht so richtig was anfangen kann, der dann immer denkt, die ändern und so, da schließt er sich dann an, äh \* das haut nicht hin.“ (Anita, Z. 702-711)

### *K23: Bewohner müssen Engagement und Initiative zeigen können*

Ein anderer als wichtig erachteter Aspekt war die Bereitschaft, sich in das Hausleben einzubringen und Engagement und Eigeninitiative zu zeigen. Gerade diejenigen, die selbst wenig Zeit haben, betonten auch, dass man zeitliche Ressourcen dafür übrig haben sollte.

„Ne Schattenseite is: ich würde gern MEHR Zeit in dieses Haus investieren und ich kann nicht, aufgrund meiner Lehrersituation. Ich kann einfach nicht.“ (Gerd, Z. 386-389)

### *K24: Bewohner müssen mit ökologischen Themen vertraut sein*

Die ökologische Hausordnung zu akzeptieren ist eine der wenigen explizit geäußerten unumstößlichen Verpflichtungen. Insofern, so sagen fünf Interviewpartner, ist ein gewisses ökologisches Bewusstsein und Vertrautheit mit dem Thema Umweltschutz unabdingbar, beziehungsweise:

„(...) Leute, die noch nie mit ökologischen Themen zu tun hatten, und denen so was komplett fremd ist, also ich sag mal, die würden es hier schwer haben.“ (Anita, Z. 658-659)

Es wurde aber auch durchgängig so gesehen, dass dieses einem nicht viel abverlange (s.a. K25, K30)

### **5.3.2. Das Wohnen im untersuchten Objekt**

Im nun folgenden Abschnitt geht es darum, wie die sozialen und ökologischen Besonderheiten von den Bewohnern erlebt werden und inwiefern das Wohnerleben ein „besonderes“ ist. Danach wird behandelt, wie sich das Wohnen in diesem Haus auf seine Bewohner ausgewirkt, und ob bzw. welche Veränderungen stattgefunden haben im Vergleich zur vorherigen Wohnform. Beide Themen werden hinsichtlich des ökologischen Aspekts, des sozialen Konzepts und einer Globalbewertung beleuchtet.

#### **5.3.2.1. Wohnerleben**

Dieser Punkt behandelt die Frage nach dem Erleben der Wohnbedingungen

##### 1a) Ökologischer Aspekt

*K25: Keine Probleme im Umgang mit der ökologischen Haustechnik*

In allen Interviews wurde die Einschätzung gegeben, dass die ökologische Haustechnik den Komfort nicht oder nicht in höherem Maße einschränke. Die Umstellung wurde durchgängig als problemlos empfunden, und in drei Gesprächen wurde übereinstimmend gesagt, dass die wenigen Besonderheiten in den Alltag integriert worden seien, und deswegen nicht mehr als Besonderheiten wahrgenommen würden.

Alle drei Initiatoren berichten davon, dass sie mehr Probleme im Umgang mit den Anlagen und bei deren Akzeptanz erwartet hätten, zeigten sich aber sehr erfreut,

„(...) dass die meisten Leute doch öhm \* das ziemlich gut aufgenommen und \* so angenommen haben, die Anlagen, die wir gebaut haben und öh, ja, dass es da wenig Probleme gab.“ (Bettina, Z.457-459)

Die Stromerzeugung macht sich im Gebrauch nicht bemerkbar. Die gute Wärmedämmung des Hauses wird als sehr angenehm erlebt. Der Gebrauch von Brauchwasser zur Körperpflege stieß nur in einem besonderen Fall auf Bedenken:

„also, bei (NAME DES KINDES) war's ein Thema, weil der halt zwischendurch wirklich Hautprobleme HAT, und öhm, gesacht wurde, alle Keime, dadurch, dass=es auch nicht so heiß ist, werden halt nicht totgemacht und öh es ne Zeitlang auch lange nicht getestet wurde, also ich hab ihn lieber woanders gebadet, weil er aber auch wirklich Eiterflechte zwischendurch an der Haut hatte.“ (Hanna, Z. 474-479)

### *K26: Brauchwasserklärung bringt leichte Einschränkungen mit sich*

Relativierend wird eingeräumt,

„dass man eher ne Verantwortung hat, für das, was hier im Haus passiert. (...) den Kaffeesatz zum Beispiel, den darf man nicht in Ausguss kippen, das beißt sich mit dem Filter. (RG: Ach so) Das betrifft nicht nur Kaffeesatz, das betrifft auch Fette, also Salatöl zum Beispiel, oder nach dem Braten oder so, sollest du das Fett öh anderweitig entfernen, bevor du die Pfanne in den Abwasch gibst“ (Dina, Z. 86; 119- 128)

Auch als Putz- und Körperpflegemittel dürfen nur biologisch abbaubare Produkte verwendet werden, was aber von den Bewohnern nicht als Nachteil gewertet wird, schlimmstenfalls als geringe finanzielle Mehrbelastung.

### *K27: Umweltschonendes Verhalten als angenehmes Gefühl*

In sechs Fällen wurde die Möglichkeit, sich im Alltag besonders ökologisch verhalten zu können und im täglichen Gebrauch viel an Ressourcen zu sparen, als „angenehmes Gefühl“ beschrieben:

„Naja, es is ein gutes Gefühl, zu denken, ich brauch ziemlich wenig Trinkwasser, Strom wird hier ähm \* von Sonne und Wind mm also ohne \* Umweltbelastung oder mit geringer Umweltbelastung (...), also, das is einfach ein gutes Gefühl“ (Bettina, Z. 410-416)

Auch die Wahrnehmung auf Stadt und Natur sei eine andere:

„(...) ich hab=s Gefühl, ich leb zwar weiter in der Stadt aber es is viel// ja schon// klingt jetzt vielleicht so schlagwortartig, aber d// der Natur doch deutlich näher“ (Bettina, Z. 468-470)

### *K28: Umweltschutz ist auch Verhaltenssache*

Vier Interviewte wiesen allerdings darauf hin, dass das Konsumverhalten in jedermanns eigenem Ermessen liege und die ökologische Haustechnik das umweltschonende Verhalten nur unterstützen könne, aber es einem nicht abnehmen.

„wobei ich denke, dass dieses umweltschonende Verhal// also dieses umweltschonende LEBEN ist zumindest zu fuffzig Prozent eben auch Verhalten und äh nicht nur Technik.“ (Emil, Z. 501-504)

Die beeindruckenden Einsparungsraten kommen also sicher auch dadurch zustande, dass die Bewohner in überdurchschnittlichem Maße auf eine umweltschonende und verbrauchsarme Lebensweise achten.

Da die wohl auffälligste ökologische Maßnahme, die wasserlose Toilette (auch: Kompost- oder Trenntoilette) in den Gesprächen stets als Ausnahmefall behandelt wurde, möchte ich sie nun auch gesondert behandeln:

### 1b) Die Komposttoilette

*K29: Komposttoilette nicht unproblematisch vs.*

*K30: Komposttoilette sinnvoll und praktikabel*

Da laut Bauverordnung in einer Wohnung mindestens eine wassergespülte Toilette vorhanden sein muss, hatte nur die Hälfte der Interviewten praktische Erfahrung mit dieser Erfindung, und zwar diejenigen, die eine größere WG bewohnten.

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass sich unter diesen vieren die Initiatorengruppe wiederfand. Deren Einschätzung

„(...) die meisten, wenn sie das Ding einmal kennen und damit// also zumindestens akzeptieren, wenn nicht sagen, ja, das ist ein Klo wie jedes andere auch“ (Bettina, Z. 469-471)

stand die Bewertung des einzigen betroffenen Nur-Mieters gegenüber:

„(...) inzwischen nervt es mich und ich halt es für ne// \* also das halt ich für ne richtige Fehlentscheidung.“  
(Christoph, Z. 78-79)

Er hält das Prinzip für „noch nicht ausgereift“. Tatsächlich hat sich in der praktischen Erprobung ein Fliegenproblem aufgetan, da im verwendeten Kompost Fliegenlarven lagern.

Fernerhin war zum Zeitpunkt der Interviews im Haus gerade die Diskussion aktuell, ob man den angefallenen Kompost in die Gemüsebeete ausbringen kann. Einige waren über eine mögliche Nitratbelastung besorgt, außerdem scheint es ein psychologisches Problem damit zu geben:

„(...) was ich auch n bisschen heftig finde, also direkt wieder das zu essen, was man verdaut hat, also, das geht mir=n bisschen zu flott.“ (Christoph, Z. 85-87)

Als Vorteil sei zu werten,

„(...) dass die Toiletten weniger riechen als die andern, äh, diese Mini-Flush-Toiletten“ (Bettina, Z. 176-177)

Außerdem wird von allen damit erfahrenen betont, dass diese Toiletten ein zwar kleines, aber immerhin vorhandenes Maß an Mehrarbeit erfordern.

„Die Komposttoiletten bedeuten, dass de selber was tun musst, und das seh ich bei vielen Leuten nicht gegeben. (RG: Also du meinst, dass man das den meisten nicht zumuten kann?) Das kann man denen zumuten, aber da die nichts dafür tun würden, würden sie dann große Probleme damit kriegen, und dann würden die wieder rausfliegen, weil es heißt, die funktionieren nich, obwohl=s an ihnen liegt, und das halt ich für öh keinen guten Ansatz “  
(Anita, Z. 680-689)

Bei Außenstehenden (Besuch von außerhalb des Hauses) ruft diese Erfindung auch die meiste Irritation hervor.

Insgesamt kann man festhalten, dass das Kompostklo nur für Leute geeignet ist, die fest entschlossen und gewillt sind, diese zu benutzen.

„also ich habs auch deswegen aufgegeben, weil meine Mitbewohnerin sich da ganz wenig engagiert hat und alleine wollt ich das nicht betreiben, das war mir dann zu aufwändig irgendwie. Also, wenn wir dann wieder in anderer Konstellation zusammenwohnen, dann würd ich=s dann wieder probieren eben.“ (Emil, Z. 274-278)

### 1c) Wohnen in Gemeinschaft und Selbstverwaltung

Im untersuchten Objekt sind die nachbarschaftlichen Kontakte höher und enger als in einem herkömmlicheren Mietshaus. Da in einem wöchentlichen Plenum alles zusammen entschieden wird, muss zumindest dort eine Auseinandersetzung mit allen anderen Hausbewohnern stattfinden. In dieser Kategorie wird dargestellt, wie dieses erlebt wird.

#### *K31: Plenum ist anstrengend*

In allen Interviews wird der Prozess der Auseinandersetzung als anstrengend und mühsam beschrieben. Der Einigung auf Ergebnisse gingen häufig langwierige Diskussionen voraus:

„Mit dem Plenum stellen wir uns manchmal eben selbst ein Bein, äh wenn es häufig eben ähm ja zu solchen Frusterlebnissen kommt, dass manche Leute das eben nicht gut finden, wie das Plenum läuft oder so und wenn ich dann eben Montag abends um neun zum Plenum hoch gehe, und schon ziemlich K.O. bin und (LACHT), wenn ich dann runter komm, eben noch viel mehr K.O. bin und am Dienstag häng ich dann immer ganz arg in den Seilen.“ (Dina, Z. 315-320)

#### *K32: Plenum verläuft nicht, wie man es sich wünschen würde*

Fünf Interviewpartner äußerten, sie empfänden die Plena als zu emotional und wünschten sich mehr und effektivere Sachdiskussion anstelle von umfangreichen Diskussionen persönlicher Befindlichkeiten.

„Was hier passiert, ist, dass es hier viel um persönliche Befindlichkeiten geht, wo ich denke, das sind Sachen zwischen einzelnen Menschen ähm die in so ner Art organisiert offiziellen Form wie=n Plenum einfach fehl// äh oder falsch aufgehoben sind“ (Christoph, Z. 210-213)

Drei Gesprächspartner gaben an, sich auch gelegentlich über die Mitmenschen zu ärgern.

„Ich persönlich wünsch mir manchmal noch sehr viel mehr, als jetzt ist, aber das scheitert dann eben daran, dass da nicht alle bereit sind, mitzuziehen, und manchmal ärgert mich das.“ (Anita, Z. 329-331)

### *K33: Latente Erwartungen und sozialer Druck*

Außerhalb des Plenums besteht kein Zwang, an der Gemeinschaft teilzunehmen. Wie in Punkt 5.3.1.4. dargestellt, werden trotzdem ein gewisses Engagement und Kontakt mit den Mitbewohnern gewünscht. Im sozialen Verbund sei man also latenten Erwartungen oder Verpflichtungen unterworfen, die über die eindeutig festgehaltenen Regeln hinausgingen, was für drei Interviewte eine Rolle spielte:

„Zum Beispiel hat ja dieses gemeinsame Abendessen einen großen Stellenwert (...) und das ähm// das ist halt was, was ich einfach nicht// \*2\* ja, einfach nicht mitmachen kann. (...) Und an manchen Punkten gab es da schon Nachfragen, ‚Warum denn jetzt nicht‘ und ‚Es wäre doch schön, wenn‘.“ (Dina, Z. 347-358)

### *K34: Viel Gemeinschaft als besonders schöner Aspekt des Hausprojekts*

Jedoch ist übereinstimmend festgestellt worden, dass sich diese Mühe lohne. Mehr und neue Kontakte zu haben wurde von sechs Interviewpartnern als eindeutig positiv gewertet. Außerdem sei die gemeinschaftliche Lebensform explizit von allen Bewohnern ausgesucht worden.

„Es ist schön, mit Leuten in einem Haus zu wohnen; es ist schön, unten Räume zu haben, wo man sie trifft, wo man hingehen kann; es ist wunderschön, mit welcher Selbstverständlichkeit fremde Menschen in die Wohnung kommen.“ (Hanna, Z. 258-261)

Alles in allem wird der hohe Gemeinschaftsanteil als besonders positiver Aspekt der Wohnsituation betrachtet.

Die Auswirkungen, die das Leben im sozialen Verbund mit sich bringen, werden in Punkt 5.3.2.2. behandelt.

### 1d) Gesamtbewertung

#### *K35: Hohe Wohnzufriedenheit insgesamt*

Die Wohnzufriedenheit ist in allen acht Fällen als hoch oder sehr hoch bewertet worden, auch in dem einen Fall, bei dem der Auszug bevorstand.

„Könnte man sogar sagen, prozentual ausgedrückt, wenn ich so ne Werteskala ansetze, hundert Prozent wäre das absolute IDEAL, und in der Wohnung davor warn=s vielleicht dreißig bis vierzig Prozent, von dem, was man so als lebensWERT bezeichnen kann, dann könnt ich doch guten Gewissens sagen, hier sind=s achtzig Prozent, vielleicht sogar fünfundachtzig Prozent in Richtung Ideal.“ (Gerd, Z. 430-436)

Vier Leute gaben an, mit dem Haus genau die Wohnform verwirklicht zu sehen, die sie sich gewünscht hätten.

#### *K36: Haus als Rückzugsmöglichkeit (Inselgefühl)*

In vier Fällen wird eine Art „Inselgefühl“ beschrieben. Hier wird das Haus zum einen als Rückzugsmöglichkeit, als „Insel“ im Alltagsstress erlebt. Zum anderen ist die Insel auch eine kleine, in sich geschlossene Einheit:

„Ein Freund von mir sagt manchmal ‚Na, was macht dein Raumschiff?‘ (BEIDE LACHEN), und ein Stückchen ist da was dran, dass man oft hier so// so=n Inselgefühl hat“ (Bettina, Z. 164-166)

#### *K37: Mehr Freiheit(en)*

Sechsmal wurde auch betont, dass in diesem Haus mehr Freiheit(en) erlebt werde(n), als das anderswo der Fall sei.

„Deswegen hab ich mir ein Hausprojekt gesucht, damit ich so denke, ich kann mich im überall im Haus bewegen (...) Dass ich so= soziales Miteinander im Haus habe, mit allen Leuten. Dass ich nicht nur an der Haustür vorbeigehe und weiß, der wohnt da, sondern dass ich auch über meine Mitbewohner Bescheid weiß, dass die über mich Bescheid wissen. Dass man sich so// \* ja, so ein Gefühl von Freiheit ist das einfach.“ (Frank, Z. 85-93)

### *K38: Mehr Verantwortung*

Sechs Gesprächspartner äußerten, dass dieses Wohnmodell ein höheres Maß an Verantwortung mit sich bringe.

„Man übernimmt eben auch AUFGABEN hier für die Gemeinschaft“ (Emil, Z.180)

### *K39: Stolz und Identifikation*

Dafür wurden bei den Gesprächen auch eine größere Identifikation mit dem Haus und ein Stolz, daran teilzuhaben, deutlich.

„Kann man schon n bisschen mit rumprotzen, mit so nem Haus. \*4\* Und ich glaube auch, dass ähm// dass man immer sagen kann, das is UNSER Haus, UNSERE Bibliothek, UNSER Garten, also das is auch nich schlecht.“ (Christoph, Z. 477-490)

### *K40: Intensiveres und bewussteres Wohnen*

Das Wohnen in diesem Haus wird als „intensiveres und bewussteres Wohnen“ beschrieben.

„Du lebst bewusster. Du weißt, was du tust. Wohingegen du in der Mietwohnung die Dinge oft mechanisch erledigst, um sie zu erledigen, wegzuhaben, machst du dir hier schon n Kopf, was du machst, und WIE du es machen willst.“ (Gerd, Z. 576-580)

### *K41: Verbesserte Wohn- und Lebensbedingungen*

Für die meisten (sechs Interviewte) stellte der Umzug eine Verbesserung der Lebens- und Wohnbedingungen dar, wobei sich die Verbesserung auf verschiedene Themen (Lage, Ausstattung des Hauses, Sozialleben etc.) bezieht.

„Das ist das, was ich vorher als Luxus bezeichnet habe, also, ich hab das Gefühl, hier nen sehr guten Lebensstandard zu haben.“ (Christoph, Z. 433-434)

### 5.3.2.2. Praktische Auswirkungen der Wohnbedingungen auf die Bewohner

Legt man eine interaktionistische Definition des Wohnens (vgl. Kap.2) zugrunde, ist es nicht nur interessant, wie die Bewohner ihre Lebensbedingungen gestalten, sondern auch, wie sich die Bewohner und ihre Gewohnheiten und Einstellungen mit der im Haus verbrachten und gelebten Zeit verändern.

#### 2a) Ökologischer Aspekt

##### *K42: Verstärkte Auseinandersetzung mit dem Thema Ökologie*

Wie in Punkt 5.3.2.1. dargestellt, stellt das Leben mit der Ökotechnik im Haus keine besondere Einschränkung im Alltag dar. Dennoch finde zwangsläufig eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem Thema Ökologie statt:

„Klar, so=n bisschen beeinflusst das den Alltag schon, aber jetzt nicht auf ne negative Art und Weise, es überlagert nicht alles oder so, ich denk, es beeinflusst ihn eher in nem positiven Sinne“ (Frank, Z. 328-330)

Vier Mieter teilten die Einschätzung, dass Ökologie und Umweltschutz nun eine größere Rolle in ihrem Leben spiele.

„Doch, insgesamt hat dieser Punkt, also einfach durch die ökotechnischen Anlagen, die Hausordnung, durch auch öhm andere Leute, die in diesem Punkt wesentlich radikaler leben und denken als ich (...) hat das glaub ich auch auf mich abgefärbt.“ (Dina, Z. 502-521)

Nur in einem Fall war die gegenteilige Richtung der Fall, da sich die Ökologie so in den Alltag integriert habe, dass sie nun ein Standard sei und kein Anliegen mehr sei.

„Also, ich war da früher sicher viel verbal radikaler ökologisch, also, bin gerne nach Gorleben gefahren und solche Sachen (RG: Hm) Ähm, Öko hat für mich n andern Stellenwert bekommen, das is jetzt halt wie gesagt nichts, was ich mir auf die Fahne schreiben würde inzwischen, sondern eher nen Standard.“ (Christoph, Z. 399-407)

Zwei Bewohner gaben an, dass das Thema des ökologischen Bauens und Wohnens nun auch ihrem Berufsleben eine größere Rolle spiele. Dazu ist allerdings zu sagen, dass es sich hierbei

um Architekten aus der Initiatorengruppe handelt, die die Sanierung konzipiert und begleitet hatten.

### *K43: Finanzieller Vorteil durch ökologische Haushaltsführung*

Drei Mieter betonten den finanziellen Vorteil, den die Ressourcen sparende Lebensweise bietet.

„Ja, diese Kopplung (KLOPFT AUF DEN TISCH): du hast verbesserte Lebensbedingungen, aber es kostet nicht mehr, sondern im Gegenteil, du zahlst WENIGER als in nem normalen Mietshaus!“ (Gerd, Z. 367-370)

### 2b) Wohnen in Gemeinschaft und Selbstverwaltung

#### *K44: Persönlicher Gewinn durch Lernen voneinander*

Die Interviewpartner betrachteten zwar die Plena und die Auseinandersetzung mit teilweise recht unterschiedlichen Leuten als anstrengend und Kräfte zehrend (vgl.K31), dennoch konnten die meisten diesen Anstrengungen durchaus auch etwas Positives abgewinnen:

In vier Interviews wurden sie als Möglichkeit gesehen, Diskussion und Konfliktlösung bzw. –bewältigung zu lernen.

„Also, wenn man so mit Leuten so zusammenwohnt und über Regelungen redet oder sowas, ähm, man lernt sehr viel, miteinander zu sprechen; man lernt sehr viel, andere wahrzunehmen und zu kuckn, also, was will der mir grade einfach sagen und auch im Leben aufeinander RÜCKsicht zu nehmen.“ (Hanna, Z. 338-344)

In der Auseinandersetzung mit anderen sahen zwei Gesprächspartner auch eine Chance, etwas über sich zu lernen und Nutzen für die eigene Persönlichkeitsentwicklung zu ziehen:

„ich hab auch n größeres Potenzial, mich selber hier zu entwickeln und und äh \*2\* weiter zu kommen. (RG: Hmm) Und das hat mich bis jetzt auch immer dahin gebracht, zu sagen: Ja, des lohnt sich.“ (Bettina, Z. 621-626)

Im Austausch mit anderen könne man viel voneinander lernen und neue Horizonte erschließen, was eine geistige Flexibilität mit sich bringt. Fünf Interviewte hoben dies als besonders positiv hervor.

„Na, ich denk, es is auf VIELEN Ebenen ne Bereicherung, mit so verschiedenen Leuten zusammenzuwohnen, trotz solcher Mühen, wo du manchmal denkst ‚Ne, ich will nicht mehr‘.“

„Also, das Gefühl zu haben, aus dir wird nich so schnell ne verknöcherte Oma wie viele andere, weil äh, nich, weil ich das alles ertragen muss, so zähneknirschend, sondern weil ich da auch wirklich positive Dinge entdecke für mich.“ (Anita, Z. 443-445; 288-291)

Drei Gesprächspartner gaben an, im Haus neue Interessen gewonnen zu haben.

„Ja, das Gärtnern, das war mir vorher ziemlich fremd. (...) Also, sich wirklich für die Pflanzen zu interessieren, das ist erst hier gekommen. (RG: Hm.) Also, auch durch die Möglichkeit.“ (Christoph, Z. 324-331)

### *K45: Materieller Gewinn durch Gemeinschaft*

Darüber hinaus könne nicht nur auf der geistigen Ebene der Austausch untereinander profitabel sein, vier Gesprächspartner betonten auch den Vorteil, Dinge untereinander austauschen und gemeinsam nutzen zu können.

„In der Werkstatt zum Beispiel, genau, das is auch so=n Punkt. Man kann da basteln und rumwerkeln und man kann auch Sachen, die andere haben (...) kann man benutzen oder kann sich auch Ratschläge holen, und ähm \* und das find ich viel sinnvoller, sich so was zu teilen, als wie wenn jeder halt irgendwie seinen eigenen Werkzeugschrank zuhause hat und den einmal im halben Jahr oder so benutzt.“ (Dina, Z. 557-563)

### *K46: Gewinn an Freiheit durch die Gemeinschaft*

Ein Nebeneffekt des Fakts, dass das Haus nur von Bewohnern verwaltet wird und nicht von einem fast anonymen Vermieter, ist ein etwas laxerer Umgang mit Pflichten (was sich zum Beispiel mitunter beim Bezahlen der Mieten oder der Ordnung in den Gemeinschaftsräumen niederschlägt). Dieses wird von den Bewohnern größtenteils als Freiheit erlebt, birgt aber auch Konfliktpotenzial.

### *K47: Mehr Effektivität durch Gemeinschaft*

Viermal wurde der Vorteil genannt, dass in einer größeren Gruppe, vorausgesetzt, sie ist sich einig, mehr Dinge möglich und realisierbar seien.

### 2c) Gesamtbetrachtung

#### *K48: Verschiebung der sozialen Kontakte aufs Haus*

Zwei Interviewpartner gaben als Auswirkung des Wohnens in diesem Projekt an, dass sich ihr Freundeskreis und die sozialen Kontakte mehr auf das Haus verschoben hätten. Ebenso äußerten drei Leute, seit dem Einzug ins Haus weniger auszugehen, wobei die nicht ganz zentrale Lage auch eine Rolle spielt.

„Ich merk schon, dass sich meine sozialen KONTAKTE eben schon viel stärker als vorher auch ähm auf das Haus oder die Wohnung beziehen. (...) Das heißt auch, dass ich weniger ähm als früher unterwegs bin, weil// mich mit Leuten in Kneipen treffe oder ins Kino gehe oder so, vieles spielt sich hier ab.“ (Bettina, Z. 298-303)

#### *K49: Veränderter Tages- und Lebensrhythmus*

In vier Fällen gab es eine Veränderung des Tages- und Lebensrhythmus.

Drei der Bewohner äußerten, durch den Einzug in das Haus insgesamt ein gefestigteres und regelmäßigeres Leben zu führen.

„Oh ja, ich bin wesentlich spießiger geworden, also allein schon dadurch, dass es jeden Abend um sieben Essen gibt und so \* ähm ja, hab ich so was wie nen geregelten Lebensrhythmus.“ (Christoph, Z. 266-268)

### **5.3.3. Die Frage nach der Umsetzbarkeit**

In dieser Kategorie möchte ich der Frage nachgehen, wie und ob dieses Wohnmodell ein mögliches Modell der Zukunft darstellt, ausgehend von den direkten und indirekten Einschätzungen der Bewohner.

### 5.3.3.1. Ökotechnik

#### *K50: Ökotechnik (außer Kompostklo) ohne Probleme umsetzbar*

Wie in Punkt 5.3.2.1. dargestellt, bereitet die im Haus verwendete Ökotechnik im Umgang wenig Schwierigkeiten. Die Anlagen funktionierten gut und seien praktisch reibungslos von den Hausbewohnern angenommen worden. Sieben Bewohner sind der Meinung, dass man bis auf das Kompostklo alle verwendeten Maßnahmen in dieser Form auch in großem Stile umsetzen könne. Sechs Bewohner berichteten weiterhin, dass bei der Besichtigung der Anlagen durch Besucher und Freunde die umgesetzte Technik auf großes Interesse und Begeisterung stöße.

Um ein genaueres Bild zu erhalten, möchte ich die umgesetzten Sparmaßnahmen noch einmal im Einzelnen aufzuführen:

Die Wärmedämmung ist bei Sanierungen mittlerweile Standard und macht sich im Leben eines Hausbewohners auch kaum bemerkbar. Die Heizungsanlage (hier: Gasheizung) zu optimieren, ist eine Aufgabe für Fachleute, stellt deswegen keine Mühe dar. Um aber den Einspareffekt bei den Heizungskosten zu maximieren, muss der Hausbewohner mit seinem Verhalten seinen Teil dazu beitragen:

„Und da ich das Ressourcen sparen relativ stark verinnerlicht habe, kostet mich das eigentlich auch keine MÜHE. Und ich denk so was muß man LERNEN, äh, es gibt einfach unheimlich viele Leute, grade die jüngeren, die ham einfach nix mitgekriegt.“ (Anita, Z. 437-440)

Auch ob vom Solarkollektor oder von der Gastherme erwärmtes Wasser aus dem Hahn kommt, macht für den Nutzer keinen Unterschied. Gleiches gilt für den Strom. Da der in den Solarzellen auf dem Dach erzeugte Strom nicht ins Hausnetz, sondern ins Netz der Stadtwerke (GASAG) eingespeist wird, ist die Versorgung gewährleistet. Beim Windrad fehlte hingegen noch zum Zeitpunkt der Untersuchung die praktische Erprobung, da es noch nicht lange genug in Betrieb genommen war.

#### *K51: Ökotechnik mit gewissen Einschränkungen für Umsetzung geeignet*

Fünf Bewohner hielten auch das Brauchwassersystem für geeignet, in anderen Haushalten erprobt zu werden. Allerdings gibt es hier schon Einschränkungen, die es zu beachten gilt (vgl. auch Punkt 5.3.2.1a):

„Also, ich muss mich halt an bestimmte SACHEN irgendwie halten. Jetzt zum Beispiel, dass ich den Kaffee nicht in den Ausguss kippe, sondern// also grad diesen runtergedrückten, sondern den nach draußen bringe, oder dass ich mir jetzt halt nicht im Supermarkt das billigste Duschzeug kaufe“ (Frank, Z. 89-93)

Auch der Gedanke, das eigene Abwasser in recycelter Form wieder zu verwenden, auch wenn es nur zum duschen oder waschen ist, mag auf Bedenken stoßen- in den Interviews wurde er allerdings nicht erwähnt.

Zwei Bewohner erwähnten die höhere Investition, die für die umweltfreundliche Haustechnik nötig ist:

„das Ökologische, denk ich, is im Prinzip sehr gut übertragbar, also, wenn's nich so AUFwändig wäre. Ich hab versucht, in der neuen Wohnung wirklich diese Wasserspartoiletten zu installieren, (RG: hmm) wenn die Technik nich so TEUER wär', würd ich das SOFORT einbauen“ (Hanna, Z. 435-443)

### *K52: Gemeinschaft birgt ökologisches Potenzial*

Einsparpotenzial sehen auch drei Bewohner bei der Möglichkeit, Dinge zu teilen und gemeinsam zu nutzen:

„(...) da gibt's die gemeinsame Waschküche im Keller. Und ich mein, ein Großteil lässt sich schon in so nem Haus wie zum Beispiel da drüben umsetzen.“ (Dina, Z. 548-550)

### *K53: Kompostklo hat (vorerst) keine Zukunft*

Die oben erwähnte Komposttoilette hingegen ist etwas, was die Bereitschaft voraussetzt, sich darauf einzulassen und auch die Mehrarbeit in Kauf zu nehmen (vgl. K29). Den eigenen Dung aus den Komposttoiletten auf die Gemüsebeete auszubringen, geht selbst einigen der überdurchschnittlich umweltbewussten und naturnahen Bewohnern (vgl. Punkt 5.3.1.) zu weit (vgl. K29). *[Anm.: Ganz abgesehen von den Ergebnissen: da aufgrund der Gesetzeslage eine flächendeckende Verbreitung dieser Erfindung sowieso nicht in Sicht ist, kann man dieses Gerät wohl auch bei der Frage nach dem Modellcharakter außen vor lassen.]*

### 5.3.3.2. Wohnen in Gemeinschaft und Selbstverwaltung

Im untersuchten Objekt gibt es viel Raum, der für alle nutzbar ist. Auch die Belange des täglichen Lebens werden im Plenum von allen verhandelt (vgl. Kap. 2.3.) Ich ging der Frage nach, ob dieses Mehr an Gemeinschaft und demokratischer Mitbestimmung auch etwas ist, von dem man in zukünftigen Sanierungen und Neubauvorhaben etwas lernen könne.

#### *K54: Indikatoren für Bedarf an mehr Gemeinschaft*

Schließlich berichten auch alle Interviewten von positiven Reaktionen von Besuchern auf die Art der Hausbewohner, gemeinsam zu leben. Nur zwei Personen erzählten auch von skeptisch bis ablehnenden Reaktionen.

Drei Bewohner sagten in den Interviews, dass ihrer Meinung nach ein Bedarf an mehr Kontakt zu seinen Nachbarn und Mitmietern vorhanden sei.

„Ich denk, von dem Miteinander lassen sich einzelne Stufen davon gut umsetzen, beziehungsweise, es is auch etwas, wonach viele Bedarf haben. Also, es gibt so viel allein Erziehende, die im Prinzip nach sowas suchen oder Bedarf haben, (...) insofern denk ich, dass sich davon VIEL übernehmen läßt, vielleicht nich in DER Form, aber so mit... es gibt ja so genug Projekte, wo ein Gemeinschaftsraum, und ansonsten ganz nor#male# Wohnungen.“ (Hanna, Z. 423-431)

#### *K55: Modell dieses Hauses nicht in dieser Form in breitem Stile umsetzbar*

Die Mehrheit der Interviewten schränkt aber das Maß der Modellhaftigkeit ein. Vier Personen fanden, dass die hier praktizierte Form des Zusammenlebens, Teilens und Organisierens für viele nicht vorstellbar sei. Zwei Personen machten dies an der benötigten Eigenleistung bzw. Eigeninitiative fest, die zu zeigen und zu verfolgen für die meisten Menschen nicht in Frage käme.

„unsere Besucher kriegen ja zum Beispiel nicht mit, dass wir die Unterhaltung zum größten Teil selber machen, die Instandhaltung eben auch und äh da gibt es dann wahrscheinlich Leute, die da doch vielleicht eher abgeschreckt werden“ (Emil, Z. 754-758)

Auch die erforderliche Kompromissbereitschaft brächten nur wenige Menschen im Eigenheimbereich auf, wie drei Interviewte meinten.

„Und da denk ich halt, alles was wir hier machen, das erfordert Zeit und Auseinandersetzung. Und den Willen, zu ner Lösung zu kommen, und NICHT den Willen, sich durchzusetzen. Denn wenn sich einer hier durchsetzen will, der hat ganz schlechte Karten.“ (Anita, Z. 613-617)

Genauso ist die Wohnform WG für Erwachsene im Arbeitsleben oder mit Familie ein Ausnahmefall; eine Einschränkung, die viermal erwähnt wurde:

„Als Student was zu finden, wo man ne WG aufmachen kann, das war nicht so SCHWER, aaber wenn// je ÄLTER du wirst, desto schwieriger wird des dann auch, ne? Das' dann schon ähm \* ein Problem. Der Druck wächst, der Druck von außen, sozusagen ‚Warum leben Sie nicht, wie alle andern auch, in einem Mietshaus?‘“ (Gerd, Z. 211-215)

Ebenso gaben drei Personen zu bedenken, dass die Wohnform Hausprojekt in allen Fällen eine selbst gewählte sei. Diese Form der Organisationsstruktur könne man nicht von außen aufzwingen, dazu sei der eigene Wille notwendig.

„Ja, sie müssen auf jeden Fall die Gemeinschaft auf irgend ne Art und Weise wollen. Ansonsten, wozu sollte man irgendwas mit Gemeinschaftsfläche HABEN oder // wenn man die Gemeinschaft nicht sucht, wenn man alleine wohnen will, wozu soll man sich dann mit anderen Leuten zusammen wohnen wollen? \* Also so dicht, oder sich einmal die Woche zum Plenum und sich da STREITEN?“ (Frank, Z. 643-649)

Damit die Gemeinschaft weiter besteht und gut funktioniert, muss sie sich ihre Mitglieder selbst aussuchen. Anders wäre das Zerwürfnis fast schon vorprogrammiert.

Fünf Interviewte stimmten in der Meinung überein, dass ein derartiger Wohn- und Lebensstil nur für bestimmte Leute geeignet und vorstellbar wäre (was im vorliegenden Fall diese „bestimmten Leute“ ausmacht, wurde in Punkt 5.3.1. beschrieben).

#### **5.4. Vergleich zwischen Initiatoren und Mietern**

Im untersuchten Personenkreis fanden sich neben Mietern, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten in das fertige Haus eingezogen sind, auch drei der vier Initiatoren, die das Konzept entwickelt und umgesetzt haben. Da diese im Haus eine doppelte Rolle innehaben, nämlich als Bewohner wie auch als Eigentümer, liegen evtl. auch unterschiedliche Betrachtungsweisen und Schwerpunkte vor. Im folgenden Abschnitt gehe ich darauf ein:

Wie in Punkt 5.3.1.1a behandelt, zeigte sich bei allen drei Initiatoren ein besonders großes ökologisches Interesse, auch schon vor dem Einzug. Entsprechend war dieser Punkt auch als Einzugs- bzw. Teilnahmemotivation von besonderem Interesse.

Im Umweltschutzverhalten zeigte sich diese Gruppe am konsequentesten. Sie haben sich auch alle auf die praktische Erprobung der Komposttoilette eingelassen und sind somit schon drei der vier Untersuchten, die diese Erfahrung gemacht haben. Ihr Urteil fällt, wie in 5.3.2.1b) beschrieben, auch merklich positiver aus.

Alle drei Initiatoren nahmen es als Vorteil der Gruppe wahr, gemeinsam mehr zu erreichen (in Hinsicht auf Ökologie oder politische Aktivität). Bei den anderen Interviewpartnern wurde dies nur einmal genannt.

Die Hausgemeinschaft wurde insgesamt von den Initiatoren positiver und optimistischer bewertet. Während man bei den später hinzugekommenen Mietern auch mal eine Aussage bekommt wie:

„da die Leute zu unterschiedlich sind, funktioniert diese große Hausgemeinschaft vorn und hinten nich.“ (Hanna, Z.188-189)

steht bei den Initiatoren eher ein Zitat wie dieses als repräsentativ:

„Also mm, das find ich eigentlich ne sehr angenehme Seite, einerseits, dass das Technische klappt, und andererseits, dass sich eben jetzt das in der Gruppe, in der Gemeinschaft leben öhm sehr positiv entwickelt hat.“ (Emil, Z. 151-153)

Man muss aber auch hinzufügen, dass die Gruppe auch von ihnen als vielfältig und heterogen gesehen wird.

Die oben genannte Doppelrolle als Hausbewohner und –eigentümer bzw. Gesellschafter spielt für sie keine große Rolle, sie nehmen sich als normale Bewohner wahr:

„seither öh ergibt sich für mich persönlich aus dieser Diskrepanz kein Problem. Das mag für andere anders sein“  
(Emil, Z. 388-390)

Ansonsten fanden sich keine hervorstechenden Unterschiede in der Beschaffenheit der Teilgruppe, in Wohnzufriedenheit und -erleben, in Wahrnehmung des Hauses, der Regeln, der Aktivitäten und der Hausgruppe und den persönlichen Anliegen. Man kann also festhalten, dass die Unterschiede für die hier behandelten Themen gering ausfallen.

### **5.5. Zusammenfassung der Ergebnisse**

Die Bewohnerstruktur (vgl. Punkt 5.3.1.) stellt sich zum einen homogen dar, zum anderen heterogen. Was sich bei allen Hausbewohnern mehr oder minder ausgeprägt findet, ist ein hohes Bedürfnis nach Zusammenleben und Austausch mit anderen Menschen. Es zeigt sich ein überdurchschnittliches ökologisches und Gesundheitsbewusstsein ebenso wie ein verstärktes Interesse an gemeinsamer Aktivität und Initiative. Alle Bewohner kann man einem höheren Bildungsniveau zurechnen. Ebenso spricht das Material dafür, dass bei allen ein hohes Maß an sozialen Kompetenzen, Offenheit, eine gewisse Selbstsicherheit und eine gefestigte Persönlichkeit vorliegt. Es zeigte sich ein Selbstverständnis „abseits der Normalität“.

Unterschiede lassen sich vor allem bezüglich der individuellen Schwerpunktsetzung finden, wo bei manchen der soziale Aspekt ganz im Vordergrund steht, anderen ist der ökologische Lebensstandard besonders wichtig. Seitens der Interviewten wird die Zusammensetzung der Hausbewohner durchgängig als vielfältig und heterogen gesehen, was sich beispielsweise an Konflikten im Plenum offenbare.

Das Wohnen in dem Haus wird in der Gesamtheit als sehr positiv bewertet. Die ökotechnischen Maßnahmen werden insgesamt gut angenommen und stellen für die Bewohner keine oder nur eine minimale Einschränkung dar. Ausnahme ist die Komposttoilette, die voraussetzt, dass man sich wirklich darauf und die mit ihr verbundene Mehrarbeit einlassen will. Weiterhin ist festzustellen, dass der Einspareffekt nicht nur von den Anlagen, sondern auch vom Nutzungsverhalten der Bewohner abhängig ist.

Das hohe Maß an gemeinschaftlicher Aktivität und Entscheidung wird sehr geschätzt für die vielen sozialen Kontakte. Nur die viele und langwierige Auseinandersetzung mit den Mitbewohnern im Plenum, dem demokratischen Instrument der Selbstorganisation, wird als anstrengend empfunden, jedoch nicht grundsätzlich in Frage gestellt.

Insgesamt werten die Befragten ihre aktuelle Wohnsituation als Verbesserung im Vergleich zur Vorherigen.

Das Wohnen in einem solchen Haus wirkt sich auch auf die Bewohner aus: das soziale Umfeld und der Freundeskreis verschiebt sich mehr auf das eigene Haus. Die meisten berichten von einem gesteigerten Bewusstsein für das Thema Ökologie.

Von den bei der Sanierung eingesetzten Umweltschutzmassnahmen eignen sich laut Meinung der Bewohner fast alle zu einer Erprobung oder einem Einsatz in größerem Umfang, bis auf die Komposttoilette, auch die Verwendung von Grauwasser aus eigener Klärung mit dem Nachteil empfindlicherer Hausanlagen dürfte in der breiten Bevölkerungsmasse noch mit einem Akzeptanzproblem behaftet sein.

Für eine Wohnform mit einem derartigen Gemeinschaftsanteil muss sich hingegen der Mieter aktiv selbst entscheiden und gewillt sein, so viel Kontakt zu den Nachbarn zu haben. Im untersuchten Fall findet sich eine Mietergemeinschaft, die sich selbst trägt und erhält, anders wäre eine Organisationsform dieser Art nicht denkbar. Ebenso setzt das selbstverwaltete Wohnen ein hohes Maß an Eigenleistung, Initiative und Engagement voraus, was nicht bei allen Menschen gegeben ist.

Zusammenfassend kann man also feststellen, dass es sich bei diesem speziellen Hausprojekt um eine recht spezielle Wohnform handelt, die in ihrer Extremität nur für eine relativ kleine Personengruppe geeignet ist, die der oben beschriebenen entspricht.

## **6. Diskussion und Ausblick**

In diesem Teil der Arbeit werden die gefundenen Ergebnisse diskutiert, theoretisch eingeordnet und Anregungen für weiter gehende Forschung und Planung gegeben.

### **6.1. Diskussion der Ergebnisse unter besonderer Berücksichtigung der wohnpsychologischen Konzepte**

Die gefundenen Ergebnisse bestätigen zum größten Teil das, was sich über „common sense“ vermuten ließe: dass man hier ein gut funktionierendes Modell vorfindet, das eindrucksvoll aufzeigt, welche ökologischen und sozialen Lebensformen in der Großstadt zu verwirklichen sind, wenn der Wille zur Umsetzung vorhanden ist – aber eben eine recht spezielle Wohnform darstellt.

Im Vergleich zu anderen Wohnprojekten (vgl. Kap. 2.2) ist das vorliegende Projekt zudem insofern bemerkenswert, dass es von keinerlei öffentlicher Stelle ausging, sondern von einer rein privaten Initiative, die in Anbetracht dessen viel bewegt hat. Fernerhin verwirklicht es in dem kleinen Rahmen eines einzelnen Altbaus, was sonst eher für Häuserblöcke und Quartiere umgesetzt wird.

Das Wohnen in diesem sozialen und ökologischen Projekt wird im Großen und Ganzen als besonders angenehm erlebt. Ein immer wieder hervorgehobener Aspekt daran war, dass ein Hausprojekt dieser Art nahezu optimale Bedingungen zur Privatheitsregulation (vgl. Kap. 2.1.5) bietet: Dem Bedürfnis nach Alleinsein kann im eigenen Zimmer nachgekommen werden, der Kontakt mit anderen kann durch die Gemeinschaftsräume und –Institutionen schnell und auch in unterschiedlichen Abstufungen hergestellt werden. Auch die räumliche Gestaltung mit weiten und ansprechend gestalteten „Übergangszonen“ schaffen von der Strukturierung sehr gute Bedingungen. Festzuhalten ist hierbei auch, dass der Wunsch nach Kontakt, Gemeinschaft und sozialem Austausch bei der hier untersuchten Gruppe als besonders stark einzustufen ist.

Die von Flade (1993, vgl. Kap. 2.1.3) aufgezählten Wohnbedürfnisse können im untersuchten Haus alle in gutem oder hervorragenden Ausmaß befriedigt werden: das Wissen, in einem umweltpreisgekrönten, in einem „besonderen“ Haus zu wohnen, verschafft beispielsweise - zumindest in ökologisch interessierten Kreisen - Anerkennung. Maderthaners (1995, vgl.

Kap. 2.1.3) Bedürfnisaufstellung bringt immerhin wenige sub-optimale Aspekte ans Licht: Leuten, die einen sehr hohen Wert auf Ordnung und Gerechtigkeit legen, wäre ein Einzug nicht dringend anzuraten (vgl. z.B. K46, 5.3.2.2). Stichwort Funktionalität und Komfort: Durch die Kläranlage hat man als Bewohner leichte Einschränkungen hinzunehmen (K26 und K51), die zwar in den Interviews als „gering“ und „nicht störend“ eingestuft wurden, aber sich faktisch von der Alltagsgewohnheit der Allermeisten unterscheiden.

Zum Bedürfnis nach „Ruhe und Regeneration“ ist anzumerken, dass das Hausleben auch mit Eigenleistung und Arbeit verbunden ist, dessen muss man sich als Interessent bewusst sein. Für „full time“ Beschäftigte, die ihre Wohnstätte hauptsächlich zum Schlafen nutzen, käme so eine Wohnform nicht in Betracht.

Hingegen kann das Bedürfnis nach Aneignung und Kreativität hier so gut befriedigt werden wie sonst wohl in keinem anderen Mietwohnbereich, da kreative Gestaltung im ganzen Hausbereich nicht nur erlaubt, sondern explizit erwünscht ist.

Der von vielen Forschern und Studien vermutete Zusammenhang zwischen Aneignung und Identifikation kann auch hier bestätigt werden. Die Bewohner identifizieren sich mit „ihrem“ Haus und gehen pfleglich mit der Mietsache um.

Das soziale Netzwerk ist aufgrund der Darstellungen als hoch kohäsiv einzustufen und wird trotz aller Spannungen als solches erhalten. Eine hohe Kohäsion in der Bewohnergruppe ist Voraussetzung für das gute Funktionieren der Hausgruppe. Gegenseitige Sympathie und Freundschaftsbeziehungen bilden den sozialen Kitt, der vorhandene Differenzen nicht zum Spaltungsgrund werden lässt. Die Hausgruppe ist zwar überwiegend als heterogen angesehen worden, was auf den ersten Blick ein Widerspruch zu den Befunden von Hinding, Graf und Gruner (2002b) sein mag, laut deren gerade eine hohe wahrgenommene Ähnlichkeit für hohe Kohäsion sorgt (vgl. Kap. 2.1.7). In diesem Zusammenhang wurde aber die Kohäsion von nachbarschaftlichen Netzwerken untersucht, während die Untersuchung hier eine Hausgruppe mit engerem Kontakt zueinander abbildet, was auch ein differenzierteres Urteil erlaubt. Die Ähnlichkeit kann schon dadurch angenommen werden, dass nicht jeder, der will, dort einfach einziehen kann. Das Netzwerk erhält sich selbst durch eine genaue Auswahl derer, die in das Haus aufgenommen werden.

Es wurde auch gefunden, dass das Wohnen in einem solchen Wohnmodell nicht einfach eine schlichte Entscheidung für eine bestimmte Adresse ist. Damit verbunden sind Auswirkungen auf den Alltag, auf Einstellungen, Präferenzen, Fähigkeiten und Interessen. Ich würde so weit gehen, das Wohnen in so einem Wohnmodell als *Lebensstil* zu charakterisieren, durchwirkt und motiviert von ökologischen und sozialen Ansprüchen und Interessen.

Die Annahme, dass sich nachhaltiges Umweltverhalten in solchen Netzwerken besonders gut etablieren und verstärken lässt, kann auch hier bestätigt werden: auch die, die ohne hohen ökologischen Anspruch angetreten sind, berichten von einer Steigerung des ökologischen Bewusstseins und tragen mit ihrem Verhalten zu beachtlichen Einsparungsergebnissen bei. Die Ergebnisse bei den ursprünglich weniger an Ökologie und Umweltschutz interessierten Teilnehmern zeigen, dass, wenn der Rahmen gegeben ist, nachhaltiges Verhalten leicht erreicht werden kann. Da Umweltschutz per se in der Öffentlichkeit als richtig, wichtig und gut betrachtet wird (vgl. <http://www.umweltbewusstsein.de>), ist nicht unbedingt davon auszugehen, dass Vorhaben dieser Art auf erbitterten Widerstand stoßen.

Ist das untersuchte Objekt nun tatsächlich –wie im Titel impliziert- wegweisend? Für zukünftige Bauvorhaben kann diese Arbeit als Anregung gesehen werden, in sozialer und ökotechnischer Hinsicht auch etwas zu wagen, da die Befunde insgesamt ermutigend sind. In diesem Fall wurde zwar ein Wohnmodell untersucht, das ökologische Effekte maximieren zu sucht, die zu reproduzieren wohl nicht überall möglich ist, wenn die Bewohner nicht das gleiche Engagement aufweisen. Es ist zwar bekannt, dass mit höherer Verantwortung auch die Identifikation und das Engagement steigen. Ob das Maß an Verantwortung, die dem Bewohner in diesen Fällen zukommt, für jedermann geeignet ist, bedarf wohl noch gesonderter Betrachtung oder Erprobung. Gewisse Abstriche gegenüber dem hier untersuchten Objekt sind wohl zu machen. Dennoch wäre mit der weiteren Umsetzung und Erprobung der hier verwirklichten Ideen schon ein guter Schritt Richtung ökologischer (und sozialer) Nachhaltigkeit getan.

Auf jeden Fall ist dies ein Appell an die Gesetzgebung, eine Liberalisierung von Bau- und Sanierungsgesetzen zu überdenken, da Projekten wie diesen oftmals bürokratische Hürden in den Weg gelegt werden (vgl. auch Sauerborn und Schelkman, 2000) und durch eine Überreglementierung manche ökologische Sparmassnahme erschwert, manchmal gar unmöglich gemacht wird.

### **6.2. Kritik**

Zu der hier vorliegenden Arbeit sind mehrere Dinge kritisch anzumerken: Zum einen repräsentiert die hier vorliegende Stichprobe nicht unbedingt den Altersdurchschnitt des Hauses, die jüngere Bewohnerschaft (unter 30) ist deutlich unterrepräsentiert. Dies ist zum Teil der Zusammensetzung der Bewohnerschaft zum Zeitpunkt der Studie geschuldet (Aus-, Um- und Einzüge), zum Teil auch der mangelnden Bereitschaft zu Interviews oder mangelnder Gelegenheit, diese Bewohner anzutreffen. In den Gesprächen kamen allerdings keine als bedeut-

sam empfundenen Unterschiede zwischen jung und alt zu Tage, anscheinend spielt das biologische Alter tatsächlich keine große Rolle als Einflussgröße für die Eignung und Bereitschaft, in das Hausprojekt zu ziehen.

Bedauerlich ist weiterhin, dass kein verstärktes Augenmerk auf das Thema „Kinder im Haus“ gelegt werden konnte, da deren Zahl zu klein war (vgl. Kap. 4.2.) und dies vielleicht einer gesonderten Untersuchung bedurft hätte, die allerdings den Rahmen einer solchen Arbeit gesprengt hätte.

Bei den dargestellten Ergebnissen ist die quantitative Nennung der Aussagen nur bedingt aussagekräftig: trotz ausführlichen Brainstormings und des Probeinterviews kamen Aspekte wie beispielsweise die (mögliche) Diskrepanz zwischen Mieter- und Eigentümerschaft erst im Verlauf der Erhebung dazu, so dass nicht alle Interviewpartner zu den gleichen Themen befragt wurden. Die Zahlen verstehen sich also nicht immer als Maß der Relevanz eines Themas, höchstens als Tendenz, wenn etwa Übereinstimmung bei allen Befragten herrscht.

Manche Themen wie etwa die Anfangszeit im Haus waren für Initiatoren und später eingezogene Mieter recht unterschiedlich zu bewerten; die Doppelrolle als Planender bzw. Ausführer des Projekts und Nutzer oder als (Mit-) Besitzer des Hauses und dessen Bewohner war manchmal nicht aufzuheben, dieser Zwiespalt erwies sich aber letztlich als gering genug, um die Interviews in der Auswertung zu belassen (Kap. 5.4.).

Für eine weiter gehende Beforschung würde sich vor allem die Frage nach der breitenwirksamen Umsetzung der ökologischen und sozialen Besonderheiten anbieten. Die hier getroffenen Aussagen basieren auf den Einschätzungen der Bewohner, die hier die Rolle von Experten einnehmen und ihre Einschätzung anhand der von ihnen dort und anderswo gemachten Erfahrungen, oder denen ihrer Freunde und Verwandten abgeben. Es sind allerdings Zweifel erlaubt, ob sie ein umfassendes Verständnis von der Bevölkerung haben, oder ob ihre Einschätzung verzerrt wird durch die Tatsache, dass sie sich vermutlich vorwiegend in einem gewissen Milieu mit gehobenem Bildungsniveau und alternativen Lebensentwürfen bewegen (vgl. Schulzes „Selbstverwirklichungsmilieu“, 1992 und Kap. 2.1.7.3). Demnach sollte die breite Akzeptanz der ökologischen und sozialen Besonderheiten am besten auch in der breiten Bevölkerungsschicht oder kontrolliert in bestimmten sozialen Milieus erhoben werden. Eine quantitative Befragung, etwa mit einer Fragebogenstudie, wäre hier sinnvoll, um eine quantifizierbare Aussage über Akzeptanz oder Ablehnung zu erhalten und eine Aussage über größere Bevölkerungsteile treffen zu können.

## 7. Zusammenfassung

In dieser Arbeit wurde das Wohnen in einem Hausprojekt untersucht, das sich durch ökologische und soziale Besonderheiten auszeichnet. Das Haus verfügt über einen eigenen Wasserkreislauf, in dem eine kleine Kläranlage das Grauwasser zur Weiterverwendung in Duschen, WCs, Gartenbewässerung und den Waschmaschinen aufbereitet. Strom und Wärme werden durch Wind und Sonne erzeugt, die Energie und Wasser sparende Ausstattung und natürlich auch das Verhalten der Bewohner tragen ebenfalls zu auffallend geringen Verbrauchswerten bei.

Die Bewohnerschaft lebt in Selbstverwaltung und ist von Wohnungsbaugesellschaften oder Vermietern unabhängig, da die Eigentümer das Haus selbst bewohnen, aber nicht mehr Entscheidungsbefugnis haben als die anderen Mieter. In einem Plenum werden relevante Belange von allen demokratisch entschieden, auch die Auswahl neuer Mieter wird dort getroffen.

Ist dies ein mögliches Wohnmodell der Zukunft? Es wurde, profan gesagt, untersucht, „wie man unter diesen Bedingungen so lebt“. Dazu wurde die Bewohnerstruktur betrachtet und versucht, das Klientel für diese Wohnform zu charakterisieren. Dann wurde das Wohnen selbst untersucht: Einerseits stellte sich die Frage nach dem Erleben des Wohnens, andererseits sollte erfragt werden, ob und wie das Wohnen auf die Bewohner zurückwirkt. Um eine Aussage treffen zu können, wie es um die Modellhaftigkeit dieses Projekts bestellt ist, wurden die Bewohner auch nach der Umsetzbarkeit der hier verwirklichten Ideen für weitere Bau- und Sanierungsmaßnahmen gefragt.

Berücksichtigt wurden hierzu thematisch relevante Forschungsergebnisse aus der Wohnpsychologie zu den Themen, Wohnbedürfnisse, Wohnzufriedenheit, Aneignung, Privatheit, Ortsbindung und soziale Netzwerke. Auch auf ökologische und gemeinschaftliche Wohnformen wurde im Rahmen der Literaturstudien eingegangen.

Als Methode wurde die Befragung im Interview gewählt, zum Einsatz kam das problemzentrierte Interview nach Witzel (2000), das erlaubt, subjektive Theorien und Ansichten zu rekonstruieren. Acht Bewohner des Hauses wurden interviewt.

Die Gespräche wurden aufgezeichnet, transkribiert und einer qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring unterzogen. Dieses ermöglichte, die genannten Themen in ein aus der Theorie und

der Fragestellung abgeleitetes Kategoriensystem einzuordnen. Analog zu diesem System erfolgte die Darstellung der Ergebnisse.

### Resümee:

Die untersuchte Gruppe zeichnet sich aus durch hohes ökologisches Bewusstsein, das auch schon vor dem Einzug mehr oder weniger stark ausgeprägt war und durch ein hohes Bedürfnis nach sozialem Kontakt und gemeinschaftlichen Unternehmungen. Sie verfügt über eine überdurchschnittlich hohe Bildung und ist sehr engagiert, aktiv und sozial kommunikativ orientiert. Die Hausgruppe wird dennoch als sehr heterogen angesehen, was bedeutet, dass über den Grundkonsens hinaus eine starke Unterschiedlichkeit von Persönlichkeitsmerkmalen, Interessen und Lebensentwürfen vorliegen kann.

Bei den Bewohnern war eine sehr große Wohnzufriedenheit festzustellen. Als besonders angenehm wurde der Aspekt der Gemeinschaft hervorgehoben. Zwar geht soviel Kommunikation auch mit Konflikten einher, dies wurde aber in Kauf genommen als Kehrseite dieser Medaille. Die ökologischen und ökotechnischen Maßnahmen wurden ebenfalls sehr positiv gewertet, Einschränkungen dadurch seien nicht oder nur minimal gegeben.

Das Wohnen in einem solchen Haus wirkt sich auch auf die Bewohner aus: das soziale Umfeld und der Freundeskreis verschiebt sich mehr auf das eigene Haus. Die meisten berichten von einem gesteigerten Bewusstsein für das Thema Ökologie.

Für die weitere Umsetzung und Erprobung der hier verwirklichten Maßnahmen –mit gewissen Abstrichen– spricht einiges, nur die Komposttoilette fällt hierbei durch. In der hier vorgefundenen Konsequenz und Extremität bleibt das Modell aber ein besonderes, das ein recht spezielles Klientel mit überdurchschnittlichem ökologischem und sozialem Engagement erfordert.

---

## 8. Literatur

- Altman, I.** (1975): *The Environment and Social Behaviour. Privacy- Personal Space- Territory- Crowding.* Belmont, California: Wadsworth.
- Behrens, J.** (1983): Bedürfnisse und Zufriedenheit als Statussymbole und Anreize. In: Hondrich, K. und Vollmer, R. (Hrsg.): *Bedürfnisse, Stabilität und Wandel.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Beierlorzer, H.** (1996): Wohnungsneubauprojekt der IBA Emscher Park. Zwischenbilanz zur Halbzeit und Ausblick. In: WOHNBUND (Hrsg.): *Wohnpolitische Innovationen 95/96.* Darmstadt
- Bell, P.A., Fisher, J.D., Baum, A., Greene, T.C.** (2001): *Environmental psychology* (5. Aufl.) Belmont: Thomson/ Wadsworth
- Bortz, J.** (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung.* Berlin [u.a.] : Springer
- Bortz, J. und Döring, N.** (2002): *Forschungsmethoden und Evaluation : für Human- und Sozialwissenschaftler.* 3. Aufl. Berlin [u.a.] : Springer
- Eitmann, J.** (1999): Vergleich verschiedener Datenerhebungsmethoden zur Erfassung eines sozialen Netzwerks im Wohnbereich. Diplomarbeit am Institut für Sozialwissenschaften der TU Berlin
- Fedrowitz, M. und Gailing, L.** (2003): *Zusammen wohnen. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Strategie sozialer und ökologischer Stadtentwicklung.* Dortmund: Universität Dortmund (IRPUD). Institut für Raumplanung. Fakultät für Raumplanung
- Festinger, L.** (1950): Informal social communication. In: *Psychological Review*, 57, S. 271-282
- Flade, A.** (1987): *Wohnen psychologisch betrachtet.* Bern; Stuttgart; Toronto: Hans Huber Verlag
- Flade, A.** (1990a): Wohnen und Wohnzufriedenheit. In: Kruse, L., Graumann C.F. & Lantermann, E.-D. (Hrsg): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 484-492). München: Psychologie Verlags-Union.
- Flade, A.** (1990b): Kriminalität und Vandalismus. In: Kruse, L., Graumann C.F. & Lantermann, E.-D. (Hrsg): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 518-524). München: Psychologie Verlags-Union.
- Flade, A.** (1993): Wohnen und Wohnbedürfnisse im Blickpunkt. In: Harloff, H. J. (Hrsg). (1993): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung.* (S.45-56) Göttingen: Verlag für angewandte Psychologie.
- Flick, U.** (2000): *Qualitative Forschung.* (5. Aufl.) Reinbeck: Rowohlt

- 
- Frey, D. und Gaska, A.** (1993): Die Theorie der kognitiven Dissonanz. In: Frey, D. und Irle, M. (Hrsg.): *Theorien der Sozialpsychologie. Band 1: Kognitive Theorien.* (S. 275-326) Bern: Verlag Hans Huber.
- Fuhrer, U. und Kaiser, F.** (1993): Ortsbindung. In: Harloff, H. J. (Hrsg.): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung.* (S. 131-138) Göttingen: Verlag für angewandte Psychologie.
- Fuhrer, U. und Kaiser, F.** (1994): Multilokales Wohnen. Psychische Aspekte der Freizeitmobilität. Bern: Huber
- Gehl, J.** (1987): *Life between buildings. Using public space.* New York: Van Nostrand Reinhold Co
- Gifford, R.** (1987): *Environmental psychology.* Boston, London, Sydney, Toronto: Allyn and Bacon
- Graumann, C.F.** (1976): Die ökologische Fragestellung- 50 Jahre nach Hellpachs "Psychologie der Umwelt". In: Kaminski, G. (Hrsg.): *Umweltpsychologie: Perspektiven, Probleme, Praxis.* (S. 21-25) Stuttgart: Klett
- Gruner, S.** (2000): Öko und sozial- Zauberworte für den zukunftsfähigen Konsum? Analyse der Interviews. In: Harloff, H.J., Christiaanse, K., Wendorf, G., Zillich, K., Dienel, H.-L. (Hrsg.): *Wohnen und Nachhaltigkeit. Interdisziplinäre Forschung vor der Haustür.* (S. 193-203). Berlin: Eigenverlag der TU Berlin.
- Gruner, S. und Hinding, B.** (2002): Nachbarschaftskontakte und nachhaltiges Konsumverhalten. In: Harloff, H.J., Christiaanse, K., Dienel, H.-L., Wendorf, G., Zillich, K. (Hrsg.): *Nachhaltiges Wohnen. Befunde und Konzepte für nachhaltige Stadtquartiere.* Heidelberg: Physica-Verlag
- Haas-Arndt, D.** (1998): Ästhetische Qualitäten. In: Kennedy, M. und Kennedy, D. (Hrsg.) (1998). *Handbuch ökologischer Siedlungs(um)bau. Neubau und Stadterneuerungsprojekte in Europa.* (S. 189-198) Berlin: Reimer
- Harloff, H. J.** (Hrsg.) (1993): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung.* Göttingen: Verlag für angewandte Psychologie.
- Harloff, H. J. und Ritterfeld, U.** (1993): *Psychologie im Dienste von Wohnungs- und Siedlungsplanung.* In: Harloff, H. J. (Hrsg.) (1993): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus.* (S. 31-44). *Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung.* Göttingen: Verlag für angewandte Psychologie.
- Harloff, H.J., Christiaanse, K., Dienel, H.-L., Wendorf, G., Zillich, K.** (Hrsg.) (2002): *Nachhaltiges Wohnen. Befunde und Konzepte für nachhaltige Stadtquartiere.* Heidelberg: Physica-Verlag
- Harloff, H.J., Christiaanse, K., Wendorf, G., Zillich, K., Dienel, H.-L.** (Hrsg.) (2000): *Wohnen und Nachhaltigkeit. Interdisziplinäre Forschung vor der Haustür.* Berlin: Eigenverlag der TU Berlin.

- Häußermann, H. und Siebel, W.** (2000): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim, München: Juventa
- Hay, R.** (1998): Sense of place in a developmental context. *Journal of environmental psychology*, 18, S. 5-29.
- Hidalgo, M.C. und Hernandez, B.** (2001): Place Attachment: Conceptual and Empirical Questions. *Journal of Environmental Psychology*. Nr. 21, S. 273-281
- Hinding, B. und Klingner, Y.** (2000): Die Bedeutung von Kohäsion in der Nachbarschaft für die Nachhaltigkeit des Konsumverhaltens. In: Harloff, H.J., Christiaanse, K., Wendorf, G., Zillich, K., Dienel, H.-L. (Hrsg.): *Wohnen und Nachhaltigkeit. Interdisziplinäre Forschung vor der Haustür* (S. 158-176). Berlin: Eigenverlag der TU Berlin.
- Hinding, B., Graf, B. und Gruner, S.** (2002a): Einleitung zur quantitativen Untersuchung. In: Harloff, H.J., Christiaanse, K., Dienel, H.-L., Wendorf, G., Zillich, K. (Hrsg.) : *Nachhaltiges Wohnen. Befunde und Konzepte für nachhaltige Stadtquartiere*. Heidelberg: Physica-Verlag
- Hinding, B., Graf, B. und Gruner, S.** (2002b): Nachbarschaft und Konsum. Bewertung des Hypothesenmodells anhand der quantitativen Ergebnisse. In: Harloff, H.J., Christiaanse, K., Dienel, H.-L., Wendorf, G., Zillich, K. (Hrsg.): *Nachhaltiges Wohnen. Befunde und Konzepte für nachhaltige Stadtquartiere*. Heidelberg: Physica-Verlag
- Hopf, C.** (2000): Qualitative Interviews- ein Überblick. In: U. Flick, E. v. Kardorff, I. Steinke (Hrsg.) *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. (S. 349-359) Reinbeck: Rowohlt.
- Ipsen, D.** (1977): Das Konstrukt Zufriedenheit. *Soziale Welt*, Heft 1/1978, 44-53.
- Ittelson, W.H., Proshansky, H.M., Rivlin, L.G., Winkel, G.H.** (1977): Einführung in die Umweltpsychologie. Stuttgart: Klett-Cotta
- Kagelmann, H.J.** (1990): Graffiti. In: Kruse, L., Graumann C.F. & Lantermann, E.-D. (Hrsg): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 541-547). München: Psychologie Verlags-Union.
- Kaminski, G.** (Hrsg.)(1976): Umweltpsychologie: Perspektiven, Probleme, Praxis. Stuttgart: Klett
- Kennedy, M. und Kennedy, D.** (Hrsg.) (1998): Handbuch ökologischer Siedlungs(um)bau. Neubau und Stadterneuerungsprojekte in Europa. Berlin: Reimer
- Keupp, H.** (1988): Soziale Netzwerke. In: Asanger, R. und Wenninger, G. (Hrsg.): *Handwörterbuch Psychologie*. 4. Aufl. (S. 696-702). München, Weinheim: Psychologie Verlags-Union
- Keupp, H. und Röhrle, B.** (Hrsg.)(1987): Soziale Netzwerke. Frankfurt/ M. : Campus
- Koch, K.C.** (2004): Die Kläranlage in der Garage. Zwei Gemeinden erproben die dezentrale Abwasserwirtschaft. In der *Süddeutschen Zeitung* vom 23.01.2004

---

**Köhler, G.** (2002): *Wie gewohnt? Ein Lehrbuch für die Sekundarstufe II.* Herausgegeben von der Architekturkammer Hessen und der Architekturkammer Nordrhein-Westfalen. Leipzig: Klett

**Krampen, M.** (1993): Zur Eindruckswirkung des Wohnens und Arbeitens in bepflanzten Räumen. In: Harloff, H. J. (Hrsg.): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung.* (S. 131-138) Göttingen: Verlag für angewandte Psychologie.

**Kruse, L., Graumann C.F. & Lantermann, E.-D.** (Hrsg.) (1990): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen.* München: Psychologie Verlags-Union.

**Lamnek, S.** (1988): *Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie.* München, Weinheim: Psychologie Verlags-Union

**Lantermann, E.-D.** (1974): *Solidarität und Wohnen. Eine Feldstudie.* Darmstadt: Dr. Dietrich Steinkopff Verlag

**Legewie, H. & Paetzold-Teske** (2002): *Transkriptionsempfehlungen und Formatierungsangaben.* Berlin: TU Berlin. Fak. V, Institut für Psychologie und Arbeitswissenschaft. FG Klinische- und Gesundheitspsychologie.

**Linneweber, V.** (1993): Wer sind die Experten? "User needs analysis" (UNA), "post-occupancy evaluation" (POE) und Städtebau aus sozial- und umweltpsychologischer Perspektive. In: Harloff, H. J. (Hrsg.) (1993): *Psychologie des Wohnungs- und Siedlungsbaus. Psychologie im Dienste von Architektur und Stadtplanung.* (S. 75-86) Göttingen: Verlag für angewandte Psychologie.

**Low, S.M. and Altman, I.** (1992): Place attachment. A conceptual inquiry. In: Altman, I. & Low, S.M. (Eds.): *Place attachment.* (S. 1-12) New York: Plenum Press

**Lück, H.E.** (1988): Gruppen. In: Asanger, R. und Wenninger, G. (Hrsg.): *Handwörterbuch Psychologie.* 4. Aufl. (S. 264-269). München, Weinheim: Psychologie Verlags-Union

**Maderthaner, R.** (1995): Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität. In: Keul, A.G. (Hrsg.) *Wohlbefinden in der Stadt. Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven.* (S. 172-197) Weinheim: Beltz/ Psychologie Verlags-Union

**Marans, R.W. and Rodgers, W.** (1975): Towards an understanding of community satisfaction. In: Hawley, A.H. & Rock, V.P. (Eds.) *Metropolitan America in contemporary perspective.* New York: Halsted

**Martens, D.** (2001): *Wohnen in ehemals besetzten Häusern. Eine wohnpsychologische Studie.* Diplomarbeit am Institut für Psychologie der TU Berlin.

**Matthies, E. und Krömker, D.** (2000): Participatory Planning- A heuristic for adjusting interventions to the context. In: *Journal of Environmental Psychology* 20, S. 65-74

**Mayring, P.** (2003): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken.* (8. Aufl.) Weinheim: Beltz/ Deutscher Studien Verlag

- 
- Meyer-Ehlers, G., Haußknecht, M. und Rughöft, S.** (1972): Kollektive Wohnformen. Erfahrungen, Vorstellungen, Raumbedürfnisse in Wohngruppen und Wohnverbänden. Wiesbaden, Berlin: Bauverlag
- Miller, R.** (1986): Einführung in die ökologische Psychologie. Opladen: Leske und Budrich
- Mogel, H.** (1984): Ökopsychologie. Eine Einführung. Kap 1 u. 2 (S. 13-29). Stuttgart: Kohlhammer
- Röhrle, B.** (1994): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Weinheim: Psychologie Verlags-Union
- Sauerborn, K. und Schelkman, P.** (2000): Sozial-ökologische Innovationen beim Bauen und Wohnen. Arbeitspapier aus dem Sonderforschungsbereich 522: Umwelt und Region. Trier: Universität Trier
- Schaper, R.** (1998): Energiekonzepte. In: Kennedy, M. und Kennedy, D. (Hrsg.) (1998). Handbuch ökologischer Siedlungs(um)bau. Neubau und Stadterneuerungsprojekte in Europa. (S. 85-105). Berlin: Reimer
- Schulze, G.** (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart (S. 312- 321). Frankfurt/ M. /New York: Campus
- Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin** (Hrsg.) (1994): Der Block 103 in Berlin-Kreuzberg. Ein städtebauliches und stadtoökologisches Modellvorhaben. Schriftenreihe Städtebau und Architektur, Bericht 28. Berlin
- Spiegel, E.** (1986): Neue Haushaltstypen. Frankfurt/M.: Campus
- Spitthöver, M.** (1998): Freiräume. Freiraumorganisation. In: Kennedy, M. und Kennedy, D. (Hrsg.) (1998). *Handbuch ökologischer Siedlungs(um)bau. Neubau und Stadterneuerungsprojekte in Europa.* (S. 41-54) Berlin: Reimer
- Staehe, W.H.** (1991): Management. Eine verhaltenswissenschaftliche Perspektive. München: Vahlen
- Upmeyer, A.** (1985): Soziale Urteilsbildung. Kap. 2.6.2.: Die Gummiband-Theorie (S. 45f). Stuttgart: Kohlhammer
- Walden, R.** (1993): Lebendiges Wohnen: Entwicklung psychologischer Leitlinien zur Wohnqualität. Aneignungshandlungen in Wohnumwelten aus der Sicht von Architekten, Bewohnerinnen und Bewohnern. Frankfurt, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Lang
- Weiner, B.** (1994): Motivationspsychologie. Kap 9: Die humanistische Theorie und die Theorie persönlicher Konstrukte (S.319-340). Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union
- Witzel, A.** (2000): Verfahren der qualitativen Sozialforschung : Überblick und Alternativen. Frankfurt/ Main [u.a.]: Campus

**Internetlinks:**

Komposttoilette:

<http://www.naturum.fi>

Umweltbewusstsein in Deutschland

<http://www.umweltbewusstsein.de>

Agenda 21 und nachhaltige Entwicklung:

<http://www.un.org/documents/ga/conf151/aconf15126-1annex1.htm>

<http://www.un.org/esa/sustdev/documents/agenda21/index.htm>

Dezentrale Wasserversorgung:

<http://www.wasser-wissen.de/abwassernews/2004/juni2004.htm>

weiterführend dazu:

[www.igb.fraunhofer.de/WWW/Presse/Jahr/2004/download.dt.doc/kommunale\\_wasser.pdf](http://www.igb.fraunhofer.de/WWW/Presse/Jahr/2004/download.dt.doc/kommunale_wasser.pdf)

<http://www.innovations-report.de/html/berichte/verfahrenstechnologie/bericht-30248.html>

<http://www.verentsorger.de/article.php?sid=217>